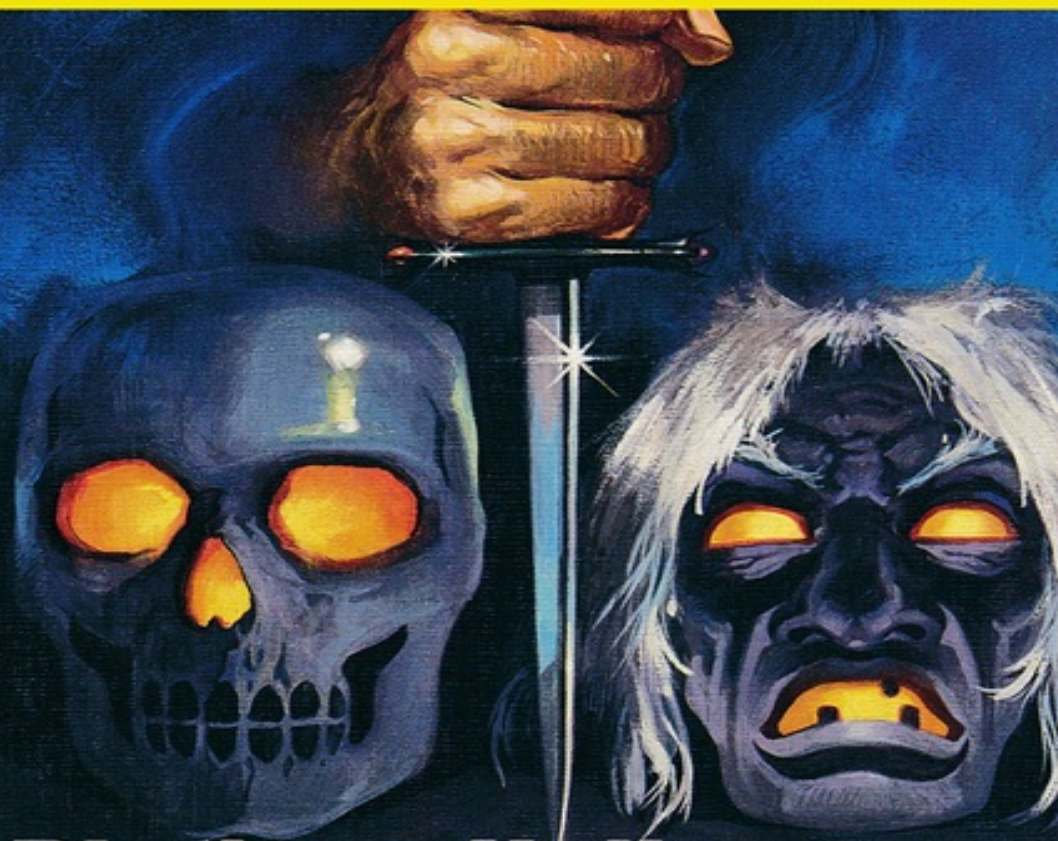


GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Blutiger Halloween

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Blutiger Halloween

John Sinclair Taschenbuch Nr. 34

von Jason Dark

erschienen am 10.01.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Blutiger Halloween

Halloween - ein Fest, das in der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November gefeiert wird. Stunden, in denen die Masken regieren. Doch beim letzten Halloween - Tag war eine Maske echt. Eine schreckliche Rache nahm ihren Anfang, und ein fröhliches Fest wurde zur Party des Schreckens. Während sich die Dunkelheit wie ein Mantel um die Menschen legte, blitzte das Messer des Killers, und ich geriet in einen Strudel aus Angst und Grauen...

»Macht es tot! Macht es tot! Macht es tot!«

Sie standen vor dem Kind und schrien. Immer öfter und hektischer wiederholten sie diesen einen Satz, der wie eine Woge gegen das Kind schwappte und es nervlich dem Ende entgegentrieb.

»Macht es tot! Macht es tot...!«

Die Angst verzerrte das Gesicht des Angesprochenen. Von den anderen sehr deutlich zu erkennen, weil sich das Licht der Taschenlampen auf die Züge konzentrierte. Das Licht blendete auch, so daß es dem Kind nicht möglich war, seine Peiniger zu erkennen.

Und die Stimmen hallten.

Immer wenn diese schrecklichen Worte geschrien wurden, kamen sie als Echo zurück vermischten sich mit den nachfolgend gerufenen Sätzen und wurden für das Opfer zu einem Wirbel des Schreckens. Es wußte nicht, wohin es sollte. Mit dem Rücken lehnte es hart gegen die Fensterbank. Durch das geöffnete Fenster fuhr kalt der Wind. Er griff in den Nacken des Kindes, und es spürte die Kühle auf der schweißnassen Haut.

Der Psycho-Terror ging weiter. Irgend jemand gab den Befehl, die Lampen zu drehen, und die anderen folgten dem Beispiel. Plötzlich wirbelten die Lichter über seinen Körper, streiften das Gesicht, zuckten auf und nieder, und mit einer Geste der Verzweiflung riß das Mädchen beide Arme hoch, um sein Gesicht zu schützen.

»Hört doch auf!« wimmerte es. »Bitte, laßt mich in Ruhe! Ich habe euch nichts getan...«

»Macht es tot! Macht es tot...« Immer wieder brandeten die Worte dem erbarmungswürdigen Opfer dieses Terrors entgegen, als wollten sie die Seele zerstören.

Dazwischen gellte ein Lachen auf. In der hohen Halle gab es nicht nur das Licht der Taschenlampen, sondern auch die gespenstischen Scharten, die bizarre Muster auf die Wände zeichneten.

»Hört auuuufff!«

Das Kind war am Ende. Es schrie verzweifelt, schüttelte den Kopf, während aus den Augen Tränen rannen und sich mit Schweiß auf den Wangen vermischten.

Urplötzlich wurde es ruhig. Keine Stimme war mehr zu hören. Alles war still. Totenstill.

Selbst das Atmen schienen die anderen eingestellt zu haben. Allerdings nur für Sekunden, dann waren die schweren Atemzüge wieder zu hören. Flüsternde Stimmen geisterten durch die Halle. Dazwischen ein nur wenig unterdrücktes Lachen, das sich anhörte wie ein Glucksen. Das Kind stand am Fenster. Seine Knie zitterten. Die Haare klebten schweißnaß am Kopf, der Mund stand offen. Über die Lippen floß der Atem stoßweise. Das Kind hatte die Hände zusammengekrampft, und durch das offene Fenster fuhr der kalte Wind.

Draußen lag die Dunkelheit wie ein Sack. In dem großen Park brannte nicht ein Licht. Es war dort unheimlich und gespenstisch. Bäume und Büsche schienen zu Geistern zu werden, die aus einer anderen Welt gekommen waren.

War der Terror zu Ende?

Das Kind wollte es nicht glauben. Es schluckte und hob den Blick. In diesem Moment wurde es angesprochen. Eine wispernde Stimme sagte: »Hallo, kleine Angela, hörst du mich?«

Das Mädchen zuckte hoch. Es hob den Kopf. Da hatte jemand seinen Namen gerufen, aber Angela konnte die Stimme nicht identifizieren.

»Angela?«

»Ja?«

»Weißt du, wer ich bin?«

»Nein!« hauchte die Kleine, und ein Schauer rann über ihren Körper.

»Du weißt es wirklich nicht?« Angela schüttelte den Kopf.

»Dann will ich es dir sagen«, raunte die Stimme. »Hör genau zu, und du wirst merken, wie seltsam ich klinge. Weißt du, weshalb ich so seltsam klinge?«

»Nein!« Die Antwort klang gequält.

»Weil ich deine Mutter bin, Angela!«

Deine Mutter, hatte sie gesagt. Angela stand da wie erstarrt. Die Worte flössen durch ihr Gehirn. Da hatte jemand von ihrer Mutter gesprochen. Aber das ging nicht. Nein, das war nicht möglich. Sie konnte nicht ihre Mutter sein. Niemals!

»Du bist es nicht!« schrie Angela. Ihre Stimme hallte laut durch den Flur.

»Du bist niemals meine Mutter!«

»Und weshalb nicht?«

»Sie ist tot!« brüllte Angela. »Meine Mutter lebt nicht mehr! Sie kann nicht zurückkommen! Man hat sie getötet! Sie ist im Himmel...«

Ein hohes Kichern unterbrach die Stimme des Mädchens. Zuerst lachte nur eine Person, dann stimmten die anderen ebenfalls mit ein, bis sie abrupt stoppten. Die Stimme sagte: »Nein, sie ist nicht im Himmel, sie ist aus der Hölle zurückgekehrt, Angela. Hörst du, was sie dir mitgeteilt hat? Aus der Hölle!«

Das Kind hob die Hände. Es spreizte die Finger, sein Mund öffnete sich, und es schrie: »Hört auf, verdammt! Ihr sollt aufhören. Ich will nicht, daß ihr...«

»Gleich kommt sie...«

Angela versteifte sich. Bisher hatte sie dem Druck widerstehen können und war noch nicht zusammengebrochen. Nun aber spürte sie, daß es allmählich dem Ende zuing. Sie konnte die schrecklichen Belastungen nicht mehr ertragen. Sie mußte irgend etwas tun, sonst drehte sie noch durch.

»Du kannst sie sehen, kleine Angela! Schau nach vorn! Da im Flur steht sie...«

Angela gehorchte. Die Stimme besaß Macht über sie. Das Mädchen tat, was man ihm befahl, obwohl es das eigentlich nicht wollte. So richtete Angela ihren Blick in die mit den Schatten der Umstehenden ausgefüllte Dunkelheit.

Dort sah sie etwas.

Zunächst war es nur ein heller Umriß, und er wurde in der Tiefe des Ganges geboren. Obwohl sich Angela sehr anstrengte, konnte sie nicht genau erkennen, was da auf sie zukam.

Der helle Fleck bewegte sich im Dunkel des Ganges. Etwas Unheimliches ging von ihm aus. Angela konnte es nicht begreifen und sich nicht erklären, was da auf sie zukam.

Ihre Mutter? Das hatten ihr die anderen gesagt, doch sie wollten ihr nur Angst einflößen.

Durch das offene Fenster in ihrem Rücken kam die Kälte, und vor ihr schimmerte das Licht.

Es wanderte in Richtung Angela und nahm eine gelbrote Farbe an. Es schien keine natürliche Quelle zu besitzen, mußte von einer Fackel oder Kerze stammen, wie Angela plötzlich zu wissen glaubte. War es tatsächlich ihre Mutter?

Nein, das durfte nicht wahr sein. Mutter war tot, die stand nicht aus dem Grab auf...

»Deine Mutter!« unterbrach eine wispernde Stimme die Stille. »Deine Mutter kommt. Ihre Seele hat sich aus den Tiefen der Hölle gelöst, um dich zu suchen, Angela...«

Das Mädchen hatte sich auf die Stimme konzentriert und das Licht für diese Zeitspanne aus den Augen gelassen. Nun schaute Angela wieder hin und bekam den Schock ihres Lebens.

In fast greifbarer Nähe war das Licht zur Ruhe gekommen. Nein, das konnte nicht ihre Mutter sein, das ging nicht, denn vor ihr schwebte eine gräßliche Fratze.

Eine Maske!

Sie sah aus wie ein Kürbis, der von innen ausgehöhlt war. Man hatte aus der »Haut« Augen, Mund und Nase herausgeschnitten und in das Innere des Kürbisses eine Kerze gestellt. Das flackernde Licht ließ der Phantasie eines sensiblen Menschen freien Lauf, so daß Angela glaubte, die Maske wäre mit einem unheimlichen Leben erfüllt!

Vielleicht vom Geist ihrer Mutter?

Sie verkrampfte sich. Die nächsten Augenblicke gehörten zu den schrecklichsten in ihrem Leben, und hinter der Maske bewegten sich die anderen, um sie durch einen Halbkreis einzuengen. Dann sprachen sie.

Zuerst war es nur eine Stimme, die das Wort durch die Lippen zischte.

»Halloween!« Angela lauschte. Ja, es war Halloween. Die Nacht vom 31. Oktober auf den ersten November. »Halloween!«

Eine weitere Stimme fiel ein, denn die erste wiederholte das Wort laufend.

»Halloween!« Nun flüsterten alle dieses Wort. Es drang aus ihren Mäulern, als wäre es von Hexen gesprochen worden. Immer wieder. Halloween!

Die Nacht des Schreckens! Die Nacht der Geister. Uralte Tradition. Nie lagen Spaß und Angst so dicht beieinander wie in dieser einen schrecklichen Nacht.

»Wir haben Halloween. Der Geist deiner Mutter meldet sich, Angela. Hör genau zu...«

»Ich will nicht!« Das Mädchen brüllte die Worte. Sie hallten durch den kahlen Gang, pflanzten sich fort, wurden gebrochen, und das Echo kam unheimlich und schaurig zurück.

»Es ist Halloween...«

Angela konnte es nicht mehr aushalten. Sie drückte sich zurück. Doch da gab es nichts mehr, wo sie sich verstecken konnte. Keine

Nische, nichts. Angela mußte fliehen. Sie konnte diesem Terror nicht länger standhalten. Die Maske schwebte jetzt dicht vor ihr. Furchterregend sah der ausgehöhlte Kürbis aus. Ein verzerrtes Gesicht, eine widerliche Fratze, in der das Kerzenlicht flackerte.

»Deine Mutter ist da. Sie kommt dich am Halloween-Tag besuchen!« vernahm Angela eine dünne Stimme. Angela drehte durch. Es begann mit einem markerschütternden Schrei. Er schwebte noch in der Luft, als Angela ihre Hände auf die Bank stützte und sich mit großer Kraft in die Höhe stemmte.

Plötzlich stand sie auf der Fensterbank.

Vor ihren Augen begann alles zu tanzen. Die Maske drehte sich ebenso wie die Schatten der Mitschüler. Sie wurden zu einem Wirbel, einem Kreisel, der sich immer schneller bewegte und sie in die Tiefe zu reißen drohte.

In die Tiefe! »Angela!!!«

Es war ein gellender Warnruf, aber er wurde von dem Mädchen ignoriert. Es hatte sich selbst Schwung gegeben und war im Nu von der Fensterbank verschwunden.

Nur das graue Rechteck blieb zurück.

Auf einmal verstummten die Stimmen. Stille breitete sich aus. Nach einer Weile schluchzte jemand auf. Gleichzeitig wurde die Kerze im Innern der Maske ausgeblasen.

»Das habe ich doch nicht gewollt«, sagte derjenige, der die Maske gehalten hatte.

»Es war nur Spaß«, versuchte sich ein anderer Mut zu machen.

»Ja, nur Spaß.«

Danach schwiegen sie. Obwohl es keiner zugeben wollte, lauschten alle nach draußen.

Sie hörten nichts. Die Stille war beklemmend. Selbst der Wind schien eingeschlafen zu sein, und nicht einmal das bunte Laub an den Bäumen raschelte noch.

»Was machen wir denn jetzt?« fragte jemand.

Er bekam keine Antwort. Niemand wollte die Verantwortung übernehmen. Den Kindern hatte der Schreck übel mitgespielt.

»Sagt doch etwas!«

»Wir müssen nachschauen!«

»Wo?«

»Unten! Da muß sie ja noch liegen.«

»Vielleicht ist sie nur verletzt«, meldete sich eine dünne Mädchenstimme.

Sie bekam eine Antwort, die sie erschreckte. »Wieso das denn? Fall du mal aus dem vierten Stock«

Danach wurde es wieder still.

»Wenn sie tot ist, haben wir sie ermordet«, sagte das Mädchen wieder.

»Quatsch. Angela hat Selbstmord begangen. Oder hat sie einer von euch angerührt?«

»Nein.«

»Na also.«

»Verdammt, ich habe Angst!« flüsterte das Mädchen. »Ich will hier weg. Dieser Bau ist mir unheimlich. Wer kommt mit? Außerdem müssen wir nachsehen.«

Plötzlich wollten alle nicht mehr länger bleiben. Der Maskenträger warf den Kürbis weg. Die Maske knallte mit einem dumpfen Geräusch zu Boden, rollte noch ein Stück und wurde schließlich von der Wand gestoppt.

Halloween! Aus dem Spiel war blutiger Ernst geworden. Jeder wußte es, und keiner war da, der sich Hoffnungen machte. Angela konnte nicht überlebt haben.

Sie erreichten die breite Steintreppe, die nach unten führte und erst in der großen Halle ihr Ende fand. Die Schüler blieben dicht zusammen. Das alte Haus machte ihnen plötzlich Angst. Sie harten

das Gefühl, als wäre mit dem Tod ein neuer Gast eingezogen.

Selten waren sie so rasch die Treppen nach unten gelaufen. Die große zweiflügelige Tür war nicht verschlossen. Finger umkrallten die Kante und zogen die Tür auf.

Kalte Luft empfing die kleine Gruppe Heranwachsender. Im Park hatte sich Nebel gebildet. Die Schwaden wirkten unheimlich, wenn sie sich lautlos über den Rasen bewegten.

Sie ließen auch die Treppe hinter sich, blieben für einen Moment stehen und schauten sich um.

»Nach rechts«, sagte jemand.

Alle waren einverstanden, denn es war genau die Richtung, wo auch Angela liegen mußte.

Niemand sprach mehr ein Wort, als sie losliefen. Die Angst steckte ihnen in den Knochen und trieb sie voran. Ihre Schritte wirbelten Laub auf oder stampften über den feuchten Boden. Niemand getraute sich plötzlich weiter. Sie blieben stehen, als wären sie vor eine Wand gelaufen. Die sechs schauten sich an. Jedes Gesicht sah in der Dunkelheit wie ein bleicher Fleck aus. Sie wollten etwas sagen, aber sie kamen nicht dazu. Die Kehlen waren plötzlich nicht mehr frei. Klöße steckten in ihnen.

»Da muß sie liegen!« hauchte eine dünne Mädchenstimme.

»Dann geh doch vor!«

»Ich habe Angst.«

»Okay, Ronny, du hast die Maske getragen, und du wirst nachschauen. Alles klar?«

Ronny drehte sich scharf herum. »Warum ich?«

»Das habe ich dir doch gesagt.«

»Du kannst ebenso...«

»Keine Widerrede. Wir haben beschlossen, daß du es bist, der nachschauen wird.«

Die anderen nickten zustimmend.

Ronny ballte die Hände. Für einen Moment verzerrt sich sein Gesicht vor Angst. Dann nickte er. »Ich gehe...«

Die fünf anderen schauten zu, wie er sich auf den Weg machte. Zögernd setzte er seine Schritte. Über seinen Rücken kroch eine Gänsehaut. Er zitterte am gesamten Leib, machte sich Vorwürfe, und seine Füße drückten die ersten sperrigen Bodengewächse in die feuchte Erde. Mit den Händen teilte er im Weg stehende Zweige, damit er einen besseren Blickwinkel besaß.

Dann senkte er den Kopf.

Ronny sagte nichts. Sein Kehle war plötzlich wie zugeschnürt, aber er starrte auf die leblose Gestalt.

Angela lag auf dem Rücken. Deutlich konnte er die verdrehten Augen erkennen. Für ihn ein Zeichen, daß in dem schmalen Mädchenkörper kein Leben mehr steckte. Das Gesicht kam ihm seltsam blaß vor, die Hände hatte sie zu Fäusten verkrampft.

Hinter sich vernahm er Schritte. Die anderen kamen und blieben neben ihm stehen.

»Ist sie tot?« fragte ein Mädchen stockend.

»Ja«, antwortete Ronny.

»Und wir haben sie umgebracht«, flüsterte ein anderer...

Nach diesen Worten war es lange still. Jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, die sich zumeist um Angela drehten. Sie war ihre Klassenkameradin gewesen, ein stilles, liebes Mädchen, nur eben ein wenig ängstlich. Deshalb hatten sich die sechs zusammengefunden, um sie in Angst und Schrecken zu versetzen.

Es hatte mit Angelas Tod geendet!

Ein Wahnsinn. Eine irre, verwerfliche Tat. Sie hatten dem Mädchen die Angst austreiben wollen, und nun war so etwas passiert. Stumm standen sie da. Vier Jungen und zwei Mädchen. Die weiblichen

Schüler standen dicht zusammen, hatten Hautkontakt, und eine jede spürte das Zittern der anderen.

Das Schweigen lastete wie eine Glockenhaube über ihnen. Niemand wollte den Anfang machen und ein Wort sagen. Sechs stumme Gestalten umstanden das tote Mädchen und wurden eingehüllt von den dampfenden Nebelwolken, die träge herbeizogen, auch die Mauern berührten, als wollten sie mit ihren hellgrauen Händen an der Hauswand hochkriechen.

»Was machen wir denn jetzt?« Carries Stimme unterbrach das Schweigen. Eine Antwort bekam sie nicht.

»Wir müssen doch etwas tun!« Diesmal klang ihre Stimme schon lauter.

»Die Polizei...«

»Nein!« rief Ronny, als sein Nebenmann das Wort aussprach.
»Keine Polizei.«

»Man wird die Leiche finden«, sagte Rusty Keene. »Dann kommen die Fragen sowieso.«

»Wirklich?« Diese Worte sprach Paul Frye aus.

»Wie meinst du das denn?« wollte Julie, das zweite Mädchen, mit zitternder Stimme wissen.

Paul lachte. »Laß die Bullen kommen. Schaut mal nach oben. Das sieht alles nach Selbstmord aus. Angela hat sich aus dem Fenster gestürzt. Sie war schon immer sehr seltsam und ängstlich. Wir können das schließlich bezeugen, und uns kann keiner an den Kragen. Oder wie seht ihr die Sache?«

»Ich weiß nicht so recht«, sagte Carrie Blake und hob ihre Schultern. »Es ist mir unwohl dabei.«

»Ja, mir auch«, gab Rusty zu.

»Der Plan ist gut.« Rusty bekam von Ronny Wilder Unterstützung.
»Der ist sogar ausgezeichnet. Wenn wir uns gegenseitig versprechen, zu keinem ein Wort von diesem Abend zu erzählen, wird alles

klargehen. Jedenfalls bin ich der Überzeugung.«

Die übrigen fünf hielten sich zurück. Niemand wollte so recht zustimmen.

»Los, sagt was!« forderte Ronny Wilder.

»Wir machen es!« Rusty entschied für die anderen mit. »Oder will sich jemand querstellen? Wenn das passiert, reißt er nicht nur uns rein, sondern auch sich selbst. Das ist doch jedem von euch inzwischen klar geworden.«

Die anderen nickten.

»Dann werden wir uns gegenseitig schwören, zu keinem ein Wort zu sagen«, meldete sich Jack Mitchum. »Auch nicht zu den Eltern und Geschwistern. Niemand darf und wird je etwas erfahren.«

Die anderen nickten.

Wenig später hatten sie einen Kreis gebildet und sich an den Händen gefaßt.

Sie sprachen den Schwur.

Ihre flüsternden Stimmen wurden von den grauen Nebelschwaden geschluckt. Eine Armlänge weiter waren sie schon nicht mehr zu verstehen. Doch die Schüler hörten sie.

Jeder vermied es tunlichst, auf die Tote zu schauen. Sie hatten ihr Bild lange genug in sich aufgenommen und wollten nicht mehr hinsehen. Nachdem sie ihre Hände wieder gelöst hatten, drang irgendwie befreiendes Atmen über ihre Lippen.

»Das wär's also«, sagte Ronny Wilder. Da er die Maske gehalten hatte, war seine Angst am größten gewesen.

»Und jetzt verschwinden wir«, schlug Jack Mitchum vor.

»Was denkst du denn?« sagte Rusty Keene.

Sie drehten sich um und gingen wieder zurück. Vor ihnen lag der Park, der zu dem Komplex gehörte.

Kaum hatten sie die ersten Schritte zurückgelegt, als sie die Stimme hörten und wie angenagelt stehenblieben.

»Halloween...«, klang die dünne, helle, unheimliche Stimme durch den immer dichter werdenden Nebel. »Bald ist wieder Halloween...«

Die sechs Gesichter der Schüler froren ein. Niemand konnte noch etwas sagen. Jeder hatte diese geisterhafte Stimme vernommen, und jeder hörte das gemeine Lachen, das abermals mit dem Wort Halloween ausklang.

Die Freunde duckten sich, als hätten sie Schläge bekommen. Sie starrten sich an. In den Gesichtern und ihren Augen war die Angst zu lesen. So etwas konnten sie einfach nicht begreifen. Das war so schaurig, so unheimlich, daß es ihnen den Atem verschlug.

»Halloween...«

Wieder hörten sie die dünne Stimme.

Trotz des Nebels wußten sie, aus welcher Richtung sie aufgeklungen war.

Sie drang aus der Höhe zu ihnen nieder.

Niemand hatte ihnen den Befehl gegeben, aber jeder legte den Kopf in den Nacken, um an der Hauswand hochzublicken.

Da sahen sie es.

Der Nebel hatte noch nicht die Höhe erreicht, so daß ihre Sicht einigermaßen klar war. Und sie sahen im vierten Stock das Fenster, aus dem Angela gefallen war.

Dort schimmerte etwas.

Es war die Maske, die Ronny Wilder weggeworfen hatte. Sie schwebte inmitten der grauen Öffnung, war von innen erleuchtet, und als die sechs sie ansahen, hörten sie wieder den klagenden Schrei.

»Halloween...«

Das war das Zeichen. Sie wußten, daß etwas Schreckliches im Gange war, gegen das sie nicht ankamen. Sie hatten ein junges Menschenleben auf dem Gewissen und zusätzlich noch einen Zeugen. War es wirklich ein Zeuge?

Eigentlich deutete alles darauf hin, wenn nur nicht die Stimme gewesen wäre. Sie gehörte nämlich der toten Angela.

Noch nie in ihrem Leben waren die Schüler so gerannt. In panischer Angst verließen sie den Ort des Grauens und hörten noch in der Ferne einen Ruf. »Halloween...«

Freitagabend - Wochenende!

Jedenfalls für einen Großteil der Menschen in London. Aber auch für mich, den Geisterjäger John Sinclair? Ich hoffte es inständig, obwohl mir das Wetter draußen nicht danach aussah, als könnte man in den nächsten beiden Tagen etwas Großartiges unternehmen. Aber das spielte keine Rolle, Hauptsache war, daß ich mal so richtig ausspannte. Hoffentlich kam nichts dazwischen.

Und das war der Haken, denn ich hatte mal wieder so ein komisches Gefühl, und das nicht zu Unrecht, wie ich meinte. Der Grund war mein Chef, Sir James Powell. Er hatte mich zu sich bestellt, und mir klang jetzt noch seine honigsüße Stimme im Ohr nach. Wenn er so sprach - es kam selten genug vor -, wollte er mich zumeist um einen privaten Gefallen bitten.

»Sie könnten mal nach dem offiziellen Feierabend zu mir kommen, John«, hatte er gesagt. Ich hatte natürlich nach dem Grund gefragt. »Es ist eine private Sache.«

Darauf war ich gespannt. Natürlich wußte mein Freund Suko, mit dem ich das Büro teilte, Bescheid. Er sah auch meine Unruhe und amüsierte sich köstlich.

»Der Alte schickt dich bestimmt in die Wüste«, meinte er.

Ich hatte die Beine auf den Schreibtisch gelegt und rauchte eine Zigarette. »In welche Wüste? Sahara oder Gobi?«

»Wie ich den Alten kenne, schickt er dich nach Asien.«

»Und du kümmerst dich um Glenda.«

»Unter anderem.«

»Übernimm dich nur nicht.«

»Keine Sorge, ich bin Kummer gewöhnt.«

Ich schüttelte den Kopf und drehte ihn gleichzeitig. Suko legte eine Hektik an den Tag, die ich von ihm überhaupt nicht gewohnt war. Er räumte nämlich seinen Schreibtisch auf, und das tat er mit einer erstaunlichen Akribie.

Bei mir lag alles durcheinander, ich hatte einfach keine Lust, aufzuräumen. Irgendwann würde ich mal Glenda bitten, dies zu tun. Mein Blick heilte durch das Fenster. Es war dunstig draußen und sah nach Regen aus, da blieb man am besten im Haus, falls Sir James nichts anderes mit einem vorhatte.

Ich konnte mich noch gut an einen ähnlichen Fall erinnern, der auch einen etwas außerdienstlichen Charakter gehabt hatte. Da hatte er mich nach Deutschland in die »Disco Dracula« geschickt, weil ich dort einen Fall lösen sollte, und ich war auf einen schrecklichen Vampir namens Drago gestoßen^[1]

Ob der Alte wieder etwas Ähnliches auf Lager hatte? Glenda erschien. Sie war schon herbstlich gekleidet. Der Pullover zeigte eine dunkle Farbe. Mir gefielen die blauen Streifen dazwischen. Einer führte in Schlangenlinien über Glendas Oberweite.

»Möchte einer von euch noch Kaffee?« fragte sie.

Suko schüttelte den Kopf, lehnte dankend ab und räumte weiter auf, wobei er die Schubladen knallen ließ.

»Und du, John?«

»Eigentlich ja, wenn du mich so fragst. Aber nicht jetzt.«

»Wann denn?«

»Ich muß noch zum Alten.«

»Stimmt, sicher.«

»Willst du solange warten?« fragte ich sie.

»Auf dich?«

»Falls du keinen besseren findest, auch das.«

Glenda überlegte, und ein feines Lächeln umspielte dabei ihre vollen Lippen.

Ich schwang die Beine von der Schreibtischplatte. »Wir könnten uns den Abend so richtig gemütlich gestalten«, schlug ich vor. »Zunächst gehen wir einmal essen. Ich habe von einem neuen Restaurant gehört, in dem es keine Fish and Chips gibt, sondern ein hervorragendes Essen à la France. Man hat es im Bistro-Stil eingerichtet, der Koch verwertet nur frische Nahrungsmittel, aber wir können auch chinesisch, balkanesisch oder...«

Glenda beginnt zu lachen. »Hör auf, John, hör auf! Ich muß an meine Figur denken.«

»Die ist doch prächtig.«

»Und was machen wir nach dem Essen?« fragte sie.

»Da gibt es mehrere Möglichkeiten«, sagte ich. »Wir könnten zum Beispiel eine kleine, sehr intime Bar besuchen. Auch da gibt es verschiedene Möglichkeiten, wie man mir versichert hat. Wenn wir dann getanzt haben, braucht der Abend nicht beendet zu sein. Im Gegenteil, danach zeige ich dir meine...« Zwei Dinge unterbrachen mich. Erstens Sukos Räuspern, zweitens das Telefon.

»Meinst du Briefmarkensammlung?« fragte mich Glenda, als ich den Hörer abhob.

»So ähnlich.«

»John?« Es war Sir Powell. »Wenn Sie bitte jetzt zu mir kommen würden...«

»Gern, Sir. Ich düse im Sauseschritt.«

»Und bring die Liebe mit«, ergänzte Suko, der den Ohrwurm-Song kannte.

»Wartest du?« fragte ich Glenda beim Aufstehen.

»Vielleicht.«

In der offenen Tür trafen wir uns. Meine Hände fuhren über ihre Wangen.

»Wenn eine Frau vielleicht sagt, ist das schon fast ein sicheres Ja.«

»Toll, wie du dich auskennst.«

»Bei dir immer.«

»Beeil dich, sonst wird Sir James sauer.«

»Aber nicht nach Feierabend.«

Ich war ganz locker. Allerdings wollte ich damit mein ungutes Gefühl überspielen, das mich trotz allem nicht losgelassen hatte. Ich schritt über den Flur, blieb vor Sir James' Tür stehen, klopfte und hörte schon bald sein kräftig gesprochenes »Come in!«

Wenige Sekunden später breitete sich auf meinem Gesicht ein Ausdruck der Überraschung aus. Das durfte es doch nicht geben, da war Sir James über seinen eigenen Schatten gesprungen.

Auf seinem Schreibtisch standen eine Flasche Whisky und ein funkelndes Kristallglas.

Sir James merkte natürlich, was in mir vorging, und er fragte mich mit ein wenig lauernd klingender Stimme: »Ist irgend etwas, John?«

»Ja und nein.«

»Was denn?«

»Der Whisky, meine ich.«

»Ja, der ist für Sie. Ich darf leider bei meinem Magen keinen trinken. Aber setzen Sie sich doch.«

»Zuviel der Ehre, Sir.«

»Aber wieso denn?«

Ich hob die Schultern und ließ mich auf den gepolsterten Besucherstuhl fallen. Dabei schielte ich auf das Flaschenetikett. Es war ein Getränk der besten Sorte. Mein Vater war auch auf schottischen Malzwhisky spezialisiert.

»Schenken Sie ruhig ein, John.«

»Das mache ich auch. Geht der auf Spesen?« fragte ich, als ich die Flasche in die Hand nahm.

»Nein, er stammt aus meinem Privatbesitz.«

»Dann wird er mir doppelt gut schmecken«, erwiderte ich und lauschte dem Geräusch nach, das entstand, als der Whisky in das Glas gluckerte. Es war eine Wohltat, und mir rann bereits das Wasser im Munde zusammen. Ich schenkte mir zwei Fingerbreit ein, hob das Glas und prostete meinem Chef zu.

»Auf Ihr Wohl, Sir!«

Der Alte grinste, und die Augen hinter den Brillengläsern leuchteten.

»Hoffentlich schmeckt es Ihnen.«

Ich genoß den ersten Schluck Beinahe zart rann der Whisky über meine Zunge. »Doch, ausgezeichnet«, erwiderte ich, als ich das Glas absetzte und Sir James fragend anschaute.

Der Superintendent legte die Hände zusammen, krauste die Stirn und räusperte sich leicht. »Es ist ein wenig kompliziert, John. Sie haben sich das Wochenende redlich verdient...«

»Und Sie wollen es mir zerstören, Sir.«

»So darf man das nicht sehen. Es kann für Sie sehr nett und erholsam werden, aber auch anders enden. Das liegt noch in der Schwebe, wie Sie sich sicherlich denken...«

»Kommen Sie zur Sache, Sir.«

»Geben Sie damit Ihre Zustimmung? Ich kann Sie nicht zwingen, John, sondern nur um einen Gefallen bitten.«

»Ja, natürlich.«

Sir James rollte mit seinem Stuhl ein wenig zurück und öffnete eine Schublade seines Schreibtisches. Dort holte er ein Blatt Papier hervor. Ich sah es nur von der Rückseite, doch eine Handschrift schimmerte durch.

»Ein Freund aus dem Club sprach mich vor einigen Tagen an. Er heißt Edward Phillip Blake, ist ein Mann des Managements und berät Firmen in punkto Geldanlagen. Mein Freund hat eine Tochter, die kurz vor der Schulentlassung steht. Ein junges Mädchen von

achtzehn Jahren. Carrie mit Vornamen. Carrie möchte zusammen mit anderen Schülern am nächsten Tag ein Halloween-Fest feiern, und zwar auf dem Grund und Boden des Internats. Das ist alles gut und schön, die jungen Leute lassen auch die alten Traditionen wieder aufleben, und ich wäre der letzte, der darin etwas Schlechtes sähe. Wenn es da nicht einen Haken gäbe.«

»Welchen, Sir?«

»Diesen Brief!«

Mein Chef reichte ihn mir. Ich nahm ihn entgegen, strich das Papier glatt und begann laut zu lesen.

»Meine liebe Carrie, ich freue mich außerordentlich, daß in diesem Jahr ein großes Halloween-Fest stattfindet. Ihr werdet alle kommen, und auch ich halte mich bereit. Ihr wißt, das Halloween-Fest ist der Beginn des Winters und das Fest der Masken. Auch ich trage eine Maske, und ich trage noch etwas. Ein Messer. Und dieses Messer ist für euch, meine Lieben. Ich freue mich schon, wenn es in eure Körper dringt. Eine alte Rache, mögen auch Jahre vergangen sein, erlischt nie.«

Unterschrieben waren die Zeilen mit einem großen A. Nur ein Buchstabe, mehr nicht.

Ich ließ den Brief sinken und blickte Sir James an. »Hat diesen Brief die Tochter Ihres Bekannten bekommen, Sir?«

»So ist es.«

»Und wie hat sie reagiert?«

»Mit ihr selbst habe ich leider nicht gesprochen. So kann ich nur das wiedergeben, was man mir berichtet hat.«

»Ihr Vater?«

»Sicher. Er zeigte sich ein wenig geschockt, denn auch die Reaktion seiner Tochter gab ihm zu denken.«

»Wieso?«

»Carrie wurde sehr blaß, wie er meinte.«

Ich verzog den Mund. »Das wäre wohl jedem von uns so ergangen, kann ich mir vorstellen.«

»Da will ich nicht widersprechen.« Sir James deutete mit einem Bleistift auf den Brief. »Was auf dem Papier steht, John, das ist eine Morddrohung. Davon müssen wir ausgehen, und daran gibt es auch weiter nichts zu rütteln, wie mir scheint.«

»Das denke ich auch.«

»Würden Sie diese Drohung ernst nehmen?«

Eine Frage, die ich im Moment nicht beantworten konnte. Da hätte ich mich erst einmal mit dem Mädchen unterhalten und weitere Informationen sammeln müssen. Überhaupt hatte ich nicht viel in der Hand. Nur den Brief!

»An einen Scherz glaubt keiner der Blakes«, erklärte mir Sir James Powell.

»Und weshalb nicht?«

»Denken Sie an die Entführungen und Anschläge in der Welt. Das ist alles kein Spaß. Die Morddrohung ist es auch nicht. Ich nehme sie jedenfalls ernst.«

Ich krauste die Stirn. Innerlich hatte ich mich längst entschlossen, dem Internat einen Besuch abzustatten, und die nächste Frage war gezielt gestellt. »Wo finde ich das Internat?«

»Es liegt ein wenig außerhalb von London. Auf dem Lande. Kennen Sie Canterbury?«

»Natürlich.«

»Von dort aus müßten Sie dann in Richtung Dover fahren. Sie nehmen die Autobahn A 2!«

»Sie haben sich gut erkundigt, Sir.«

»Das gehört zu meinen Aufgaben. Dennoch, John, ich möchte Sie noch einmal fragen, ob Sie den Job übernehmen wollen. Schließlich haben Sie am Wochenende frei und wahrscheinlich etwas anderes vor.«

»Nun ja...« Ich hob die Schultern.

Sir James fixierte mich. Dann stellte er seine Frage. »Haben Sie mit Miß Perkins etwas arrangiert?«

»Wie kommen Sie darauf, Sir?«

Der alte Fuchs verzog seine Lippen. »Es gibt Geheimnisse, die sind offen. Ich laufe zudem nicht mit geschlossenen Augen durch die Gegend und erkenne am Blick der jeweiligen Personen, wie sie zu den anderen stehen. Bei Miß Perkins habe ich schon manches beobachtet, John, Sie sind dieser netten Dame nicht gleichgültig.«

Verdammt, jetzt wurde ich trotz allem noch rot. Das hatte Sir James wahrlich geschafft. Rasch leerte ich mein Glas.

Sir James wechselte das Thema. »Das Internat nennt sich Monkfort House und hat einen guten Ruf. Falls Sie jemand mitnehmen wollen, steht dem nichts im Wege. Ich darf aber auch an die Gefahren erinnern, die Sie eventuell erwarten werden.«

»Oder auch nicht.«

»Die Chancen stehen fünfzig zu fünfzig. Wie Sie sich entscheiden. John, ist Ihre Sache.«

»Und welches Entree verschaffe ich mir?« wollte ich wissen.

»Sie sind ein Bekannter von Mr. Blake. Ihn finden sie ebenfalls auf dem Halloween-Fest, denn er hat Angst um seine Tochter.«

»Gut, Sir, dann werde ich mich an ihn wenden.« Ich stand auf und schob den Stuhl zurück.

Sir James reichte mir die Hand. Seinem Gesichtsausdruck las ich ab, daß ihm ein Stein vom Herzen gefallen war. Ich hoffte nur, daß alles glattlief und sich die Morddrohung als Scherz herausstellte. Im Flur dachte ich über den Halloween-Tag nach. Was wußte ich alles darüber?

Sehr viel war es nicht, denn das Fest wird oft, trotz einiger bestehender Regeln, verschiedenartig gefeiert. In den angelsächsischen Ländern feiert man es immer am Vorabend von

Allerheiligen. Eigentlich stammt dieses Fest noch aus der Keltenzeit. Dort hatte es aber einen anderen Namen gehabt. Samhain. Man gab es zur Feier des Winteranfangs. Gewisse Opfer sollten die Dämonen vertreiben. Diese Opfer bestanden nicht aus Menschen oder Tieren, sondern waren sinnbildlich dargestellt in Maskeraden und hohen lodernden Feuern. Der Tag galt auch als günstig für Weissagungen und Eheschließungen. In späterer Zeit wurde die Symbolfigur des Halloween der Jack-o'-lantern, der Nachtwächter. Man höhlt einen Kürbis aus, schnitt Löcher hinein, so daß er einer dämonischen Fratze glich und stellte eine Kerze hinein, die das Innere des zweckentfremdeten Kürbisses ausleuchtete.

Das wußte ich über Halloween.

Suko war mittlerweile verschwunden, aber Glenda hatte noch auf mich gewartet. Sie saß an ihrem Schreibtisch, hatte die Beine hochgelegt und schaute mir entgegen.

Ich blickte auf ihren Rock. Trotz einer gewissen Länge war er den Gesetzen der schiefen Ebene gefolgt und zeigte viel Bein. Als Glenda mich hereinkommen sah, schwang sie die Beine wieder nach unten. »Laß sie doch so.«

»Du Lüstling, das könnte dir so passen.«

Ich schloß die Tür. »Tja«, sagte ich und schabte mit dem Daumen über meinen Scheitel. »Es sieht nicht gut aus für den heutigen Abend. Da bin ich ehrlich.«

»Sir James hat dir einen Job aufgehalst.«

»So kann man es nicht unbedingt sehen«, erwiderte ich. »Es könnte ein Job werden.«

»Wie das?«

Ich berichtete Glenda von dem, was mir der Superintendent alles mitgeteilt hatte.

Sie hörte schweigend zu und hob schließlich die Schultern. »Da kann man nichts machen. Wochenende ade.«

»Bis auf eine Einschränkung«, sagte ich lächelnd. »Er hat nicht davon gesprochen, daß ich allein zu diesem Internat fahren soll. Außerdem steht es nicht fest, ob es sich bei dieser Sache um etwas Ernstes handelt.«

Glendas Lippen verzogen sich in die Breite. »Du meinst also, daß ich mitfahren könnte?«

»Unter Umständen.«

»Ich bin natürlich damit einverstanden. So ein Halloween-Fest habe ich noch nie erlebt.«

»Es könnte aber auch gefährlich werden«, warnte ich.

»Das war es bei anderen Fällen auch. Ich brauche nur an mein Rom-Abenteuer zu denken.«

»Stimmt.«

Glenda erhob sich. »Also fahre ich mit. Wie hast du dir das überhaupt alles gedacht? Wie soll es weitergehen? Wann können wir starten?«

»Das Fest findet erst morgen statt. Du kannst dich noch eine Nacht ausruhen. Ich würde vorschlagen, daß wir am späten Vormittag abdampfen, einverstanden?«

Glenda nickte. »Und wie verbringst du die Nacht?«

»Schlafend«, gab ich lächelnd zur Antwort. »Das solltest du auch, denn wir werden verdammt lange auf den Beinen sein...«

Sie hatten sich im Schulzimmer getroffen, saßen im Kreis, starrten sich an und sagten kein einziges Wort. Obwohl sie so verschieden aussahen, wirkten sie irgendwie gleich, denn eins hatten sie gemeinsam. Angst!

Sie stand in ihren Augen zu lesen, und die Haut ihrer Gesichter war fahl geworden.

Sechs junge Leute fühlten und dachten das gleiche, denn sie waren von einer Vergangenheit eingeholt worden, die sie längst schon aus

ihrem Gedächtnis gestrichen hatten.

Zwischen ihren Fingern schimmerte weißes Papier. Die Briefe. Der Text war der gleiche, und sie hatten die Briefe, die an sie persönlich adressiert waren, keinem gezeigt.

Bis auf Carrie Blake.

Zufällig hatte ihr Vater den Brief in die Hand bekommen und gelesen. Allerdings wußte sie nicht, daß er sich davon hatte eine Kopie machen lassen, und in Carries Augen war es auch unnötig, ihre Freunde über diesen Vorgang zu informieren.

Betreten schauten sie zu Boden, während draußen die Vorbereitungen für das abendliche Fest in vollem Gange war. Es sollte gleichzeitig ihr Abschlußfest sein, denn sie wurden von der Schule entlassen.

»Sechs Jahre ist alles her«, flüsterte Jack Mitchum und schüttelte den Kopf. Seine dunklen Locken sahen aus wie vom Friseur gelegt, dabei war es Naturkrause. Auf der Oberlippe des jungen Mannes wuchs ein dichter Schnauzer. »Ich konnte es einfach nicht glauben. Warum haben wir nicht in früheren Jahren davon gehört?«

Keiner gab Antwort. Schwer lastete das Schweigen zwischen ihnen. Sie gingen ihren eigenen Gedanken nach.

Carrie Blake starrte auf die Tür. Sie hatte die Beine übereinandergeschlagen. Der Rock fiel bis an die Waden. Unter dem Pullover zeichneten sich ihre jugendlichen Formen ab. In der Tat gehörte Carrie zu den hübschesten Mädchen der Schule. Sie hatte sich prächtig entwickelt. Das lange schwarze Haar trug sie an den Seiten hochgesteckt. Vom Teint her neigte sie immer zur Sonnenbräune, aber auch die war verschwunden. Carries Gesicht zeigte sich ebenso blaß wie das der anderen.

Ronny Wilder unterbrach das Schweigen schließlich, indem er mit der Fußspitze aufklickte. Das Geräusch wiederholte er mehrmals, und Rusty Keene fuhr ärgerlich herum.

»Hör doch damit auf, verdammt!«

Billy grinste. Er gehörte zu den absoluten Assen in der Schule. Doch nur im Sport. Er spielte Fußball, Tennis, schwamm gut und bezeichnete sich selbst als den großen Aufreißer. Billy hatte einen kräftigen Körper, und das fast hellblonde Haar trug er sehr kurz. Sein Gesicht wirkte hager. Der Leistungssport hatte seine Spuren hinterlassen.

»Nervös?« fragte er.

»Ja, verdammt.«

»Braucht ihr doch nicht zu sein.« Demonstrativ knüllte Ronny seinen Brief zusammen und steckte ihn in die Tasche seiner Jeans. »Das macht man damit, Freunde.«

»Ist doch nur Angabe«, sagte Paul Frye. Er galt als der Stille. Von sportlicher Leistung hielt er im Gegensatz zu Ronny nicht viel. Dafür zählte er zu den intelligentesten Schülern. Ein Studienplatz in Cambridge war ihm jetzt schon sicher. Paul machte immer einen etwas abwesenden Eindruck. Sein braunes Haar fiel ihm stets in die Stirn, und er hatte immer damit zu kämpfen, es wieder zurückzukämmen.

»Das mußt du gerade sagen, du Hänfling«, regte sich Ronny auf und spannte seinen Brustkasten an, auf den er immer so stolz war.

»Streitet euch nicht«, mischte sich die blonde Julie Jackson ein. »Wir haben genug Probleme.«

»Ich nicht«, erklärte Ronny.

Jack Mitchum rutschte vom Tisch. »Also, Freunde, was machen wir jetzt? Wir waren immer eine Clique, haben unser Geheimnis bewahrt. Man nennt uns nicht umsonst die sechs Verschworenen, und wir müssen diesmal beweisen, daß wir auch zusammenhalten können. Bisher ist es uns einfach zu gut gegangen, es gab keine Probleme, nun tauchen zu erstenmal welche auf, wir müssen uns ihnen stellen und reagieren.«

»Das meine ich auch«, sagt Rusty Keene. Er war der Kleinste unter ihnen und trug eine Brille.

»Hast du einen Vorschlag?« fragte Julie.

»Wir feiern einfach so wie in den Jahren zuvor und tun so, als wäre nichts passiert.«

»Du hast Nerven«, sagt Carrie Blake.

»Was bleibt uns übrig? Sollen wir jetzt vor Angst zittern, wenn der Killer kommt?«

»Das hast du gesagt«, mischte sich Paul Frye ein.

Julie Jackson schüttelte den Kopf. »Wer redet denn hier überhaupt von einem Killer?«

Rusty zog ein erstauntes Gesicht. »Das nehme ich an.«

»Und wie kommst du darauf?«

»Ich habe mal einen Film gesehen.«

Ronny Wilder begann zu lachen. »Du hast doch einen Riß im Hirn. Mensch, das war ein Film und keine Wirklichkeit.«

»Aber verdammt gut gemacht«, verteidigte sich Rusty. »Ich erinnere mich noch an den Titel: ›Prom Night‹. Ein Hammer, sage ich euch.«

»Der hatte nichts mit Halloween zu tun«, mischte sich Carrie Blake ein.

»Ich habe den Streifen nämlich auch gesehen.«

»Ist doch alles Unsinn, was wir hier machen«, sagte Paul Frye. »Wir sind hier nicht im Kino, sondern auf einem Halloween-Fest, und der Briefschreiber kann auch ein Spinner sein.«

»Und wer sollte den Brief geschrieben haben?« fragte Jack Mitchum. Eine wirklich entscheidende Frage, auf die niemand eine Antwort wußte. Die sechs schwiegen sich aus. Selbst Ronny Wilder hielt seinen vorlauten Mund, obwohl er sonst um eine Antwort nie verlegen war.

»Es gab doch einen Zeugen«, murmelte Julie nach einer Weile.

»Erinnern wir uns. Als wir bei der Leiche standen, hörten wir, daß

jemand das Wort Halloween rief und auch die Maske plötzlich am Fenster schwebte. Der hat den Brief geschrieben.«

»Ein Geist?« fragte Ronny.

»Wieso Geist?«

»Weil ich keinen anderen in der Schule gesehen habe. Die war leer, verlassen. Wir hatten Ferien, und nur wir sieben waren dageblieben. Dabei habe ich Angela mitgezählt.«

Rusty tippte auf den Hausmeister, doch davon wollten die anderen nichts wissen.

»Der lag in den Ferien immer besoffen in der Ecke. Außerdem ist er vor zwei Jahren gestorben,« erklärte Julie.

»Dann ist guter Rat teuer«, sagte Rusty.

»Hat nicht doch einer von euch mit anderen über den Unfall gesprochen?« fragte Paul.

Seine Freunde schüttelten nur die Köpfe.

»Am besten wird es sein, wenn wir uns völlig normal verhalten.« Ronny Wilder wollte der fruchtlosen Diskussion ein Ende bereiten. »Ich bin wenigstens dafür. Wir feiern Halloween wie in jedem Jahr und denken nicht dabei an irgendwelche komischen Mörder, die angeblich in der Schule lauern sollen.«

»Das ist leichter gesagt, als getan. Ich meine...« Was Julie Jackson meinte, erfuhr keiner mehr, denn es wurde ziemlich energisch an die Klassentür geklopft.

Die sechs staunten sich an. Niemand wußte, wer es sein konnte. Sie hatten aber auch keine Lust, zu öffnen, denn sie wollten unter sich bleiben. Ronny grinste und legte einen Finger auf die Lippen. Wieder das Klopfen. Diesmal noch lauter. Und dann vernahmen sie die Stimme einer Frau.

»Ich weiß, daß ihr da drin seid. Macht doch endlich die Tür auf! Oder störe ich euch bei irgendwelchen Dingen...?«

»Die Graves...« Ronny verdrehte die Augen.

»Was hast du denn? Ich finde sie nett«, sagte Carrie Blake, rutschte vom Tisch und schritt auf die Tür zu, um zu öffnen.

Caroline Graves war Lehrerin an der Schule. Eine Person, die von fast allen Schülern anerkannt wurde. Erst seit zwei Jahren unterrichtete sie und hatte frischen Wind in das Internat gebracht. Ihr burschikoses Auftreten imponierte auch manchen Schülern der höheren Klassen. Es gab nicht wenige, die versucht hatten, mit der Fünfundzwanzigjährigen anzubändeln, doch Caroline hatte diese Angebote immer überhört. Auch Ronny Wilder war es so ergangen. Wahrscheinlich war er aus diesem Grunde sauer.

Carrie schloß auf, und die Lehrerin betrat den Klassenraum. Sie schüttelte den Kopf. »Weshalb sondert ihr euch eigentlich von den anderen ab?« beschwerte sie sich. »Zudem schließt ihr noch die Tür. Was soll das alles?«

»Das geht Sie nichts an«, erklärte Ronny Wilder und baute sich vor Caroline Graves auf.

»Ronny, sei friedlich. Ich weiß, daß du Muskeln hast. Aber strenge deine geistige Potenz auch einmal aa«

»Was soll das heißen?«

»Genau das«, erwiderte die Lehrerin und schob sich an dem jungen Mann vorbei.

Sie trug einen flotten Hosenanzug und eine weiße Bluse unter der Jacke. Das brünette Haar hatte sie hochgesteckt. Auf dem Kopf wurde es durch bunte Klammern und Spangen gehalten. Ihr Gesicht war fein geschnitten, die Augen groß und dunkel, und ihr schlanker Körper besaß die Biegsamkeit einer Gerte.

»Was gab es so Wichtiges zu besprechen?« erkundigte sie sich und schaute in die Runde.

»Wir unterhielten uns über das Fest«, erwiderte Carrie.

»Und deswegen bin ich gekommen.« Caroline Graves schaute auf die Uhr. »Es wird allmählich Zeit. Die meisten Eltern sind schon da,

die Aula ist fertig, und die Wagen, die das Essen bringen, rollen auch in einer halben Stunde an. Im Park stellen sie schon die Reisighaufen für die ersten Feuer zusammen, sogar die alte McQuade ist gekommen.«

»Die Wahrsagerin?« fragte Julie.

»Ja.« Caroline lachte. »Sie hat es sich nicht nehmen lassen. Der Andrang ist groß.«

»Zu der gehe ich«, sagte Ronny, nickte den Freunden zu und verschwand pfeifend.

Carrie wollte ihn noch zurückhalten, doch da war er schon aus ihrem Blick.

Die Lehrerin blieb stehen, schüttelte den Kopf, stemmte die Hände in die Hüften und wunderte sich. »Was ist eigentlich mit euch los?« fragte sie.

»Wieso?«

Sie schaute Rusty Keene, den Frager, an. »Ihr seid so komisch, so still, so anders...«

Keene hob die Schultern. »Kann ich nicht behaupten, wirklich nicht. Oder was meint ihr?«

Allgemeines Kopfschütteln.

»Doch, Kinder!« Caroline beharrte auf ihrem Standpunkt.

»Vielleicht geht uns der ganze Kram auf den Wecker«, sagte Paul Frye und rutschte von der Tischkante. »Das war doch sonst nicht.«

»Wir sind eben älter geworden.«

Caroline lachte. »Das glaube ich euch nicht. Wenn es etwas zu feiern gab, habt ihr nie gefehlt. Wie ich es sehe, stellt das Fest in diesem Jahr alles andere in den Schatten.«

Sie erntete kaum eine Reaktion auf ihre optimistischen Worte. »Meine Güte, seid ihr Trauerklöße.« Die Lehrerin schüttelte den Kopf. »Wollt ihr überhaupt mitmachen?«

»Klar, natürlich«, sagte Julie.

»Das schien mir nicht so klar zu sein. Ihr seid die letzte Klasse, werdet entlassen, da müßt ihr mit gutem Beispiel vorangehen, das ist Ehrensache.«

Niemand sprach dagegen. Rusty Keene schob seine Brille hoch und grinste. »Klar, Miß Graves, wir sind dabei. Sie doch hoffentlich auch.«

»Selbstverständlich.«

»Wollen Sie auf uns achtgeben?« fragte Carrie. Caroline war erstaunt.

»Wieso?«

»Ich meine nur. Könnte doch sein, daß uns etwas passiert.«

Die Lehrerin lächelte. »Was sollte denn beim Halloween-Fest passieren? Außerdem seid ihr alt genug, um irgendwelchen Dingen vorzubeugen. Ihr wißt, was ich meine.«

»Nein!«

Caroline Graves verdrehte die Augen. »Ich möchte nicht, daß eine von euch schwanger ist, wenn sie die Schule verläßt. Klar?«

Julie Jackson lachte. »Wir nehmen die Pille, Miß Graves. Da kann so etwas nicht passieren.«

Die Lehrerin hob die Schultern und klopfte auf einen Holztisch. »Hoffen wir es«, sagte sie und verließ das Klassenzimmer. Die fünf schauten ihr nach. Niemand sprach. Allgemeines Schulterzucken. Diese Gestik dokumentierte ihre Ratlosigkeit. Sie wußten nicht, was sie von allem halten sollten.

Wie ging es weiter?

Carrie Blake trat ans Fenster. Sie preßte ihr Gesicht so hart gegen die Scheibe, daß die Nase plattgedrückt wurde. Mit weit aufgerissenen Augen schaute sie in den Park.

Allmählich senkte sich die Dunkelheit...

Man hatte die Buden vor und hinter dem zum Internat

umfunktionierten Schloß aufgebaut. Es herrschte Jahrmarktstrubel, und die Schüler der unteren Klassen hatten ihren Spaß, wenn sie die selbstgebastelten Gegenstände verkaufen konnten, deren Erlös der Schule zugute kam. Es waren zahlreiche Eltern erschienen, die es sich nicht nehmen lassen wollten, einige Dinge zu kaufen.

Halloween und Schulfest wurde in einem gefeiert. Es war die Idee des Rektors gewesen. Den Schülern war es schließlich egal. Hauptsache, sie hatten ihren Spaß.

Und Spaß wollte auch Ronny Wilder haben. Den verdammt Brief hatte er vergessen. Ein übler Scherz, mehr war er nicht in seinen Augen. Ronny lief über den Budenweg. Er wurde angesprochen. Besonders von den jüngeren Schülern, die in ihm das sportliche Symbol sahen. Einige wollten wissen, wann er wieder mit ihnen trainierte, doch Ronny winkte ab. Nur nicht mit diesem Kram konfrontiert werden. Am folgenden Abend und in der Nacht wollte er sich richtig amüsieren. Das war gar nicht schwer, denn er stand nicht unter Aufsicht. Seine Eltern hatten keine Zeit, das Schulfest zu besuchen. Demnach konnte er schalten und walten, wie er wollte.

Mindestens zwei Mädchen wollte er aufreißen, und es gab da einige, die sehr willig waren. Er dachte an die kleine Carol. Ein dralles Geschöpf, ein wenig vorlaut, aber mit tollen Formen. Er hatte sie ein paarmal unter der Dusche beobachtet. Die hatte Pfeffer im Blut. Schon wie sie sich unter den Strahlen bewegte, ließ darauf schließen, daß sie unter Umständen gewußt hatte, wer sie beobachtete.

An diesem Abend war sie reif.

Ronny schlenderte ziellos durch den Park. Es war inzwischen dämmrig geworden, und aus dem nahen Wald her stiegen die ersten Bodennebel in die Höhe.

Schüler der unteren Klassen schleppten Holz und Reisig herbei für die Halloween-Feuer, denn darauf wollte niemand verzichten. Sie

sollten die Nacht über durchbrennen. Auch aus Ronnys Klasse waren einige Schüler als Feuerwache abgestellt worden.

Ihn und seine Freunde hatte es zum Glück nicht getroffen. Sie konnten sich voll amüsieren.

Ohne es eigentlich recht zu wollen, hatte er eine kleine Holzbude erreicht, die immer zu Halloween aufgebaut wurde. Und wie in jedem Jahr hockte dort die alte McQuade, eine Wahrsagerin aus dem nahen Dorf. Angeblich hatte sie das Zweite Gesicht, und ihre Voraussagen waren immer eingetroffen. Die Bude besaß keine Tür, man brauchte nur den Vorhang zur Seite zu schieben und stand drin. Das tat Ronny.

Mit einem Lachen wurde er begrüßt. Ronny mochte das Lachen nicht. Es klang ihm zu hexenhaft, so wissend und gleichzeitig kichernd. Er wollte wieder zurück, als im Lichtkreis der roten Lampe eine knochige Hand mit dünner Haut erschien und ihm ein Finger zuwinkte. »Komm ruhig näher, Bübchen, wir kennen uns ja.«

Ronny hatte eine entsprechend lässige Antwort auf der Zunge, doch irgendwie wollte sie ihm nicht über die Lippen rutschen. Er wußte selbst nicht, wie das kam. Statt dessen trat er zwei kleine Schritte vor, um den Tisch zu erreichen, hinter dem die alte McQuade hockte. Sie war eine häßliche Frau. Irgendwie erinnerte sie an die Hexe aus dem Märchen Hansel und Gretel, nur die Warze auf der gekrümmten Nase fehlte.

Geduckt hockte die alte McQuade auf ihrem hochlehnigen Stuhl. Natürlich befand sich auch ihr alter Kater Max in der Nähe. Und wie immer hatte er in ihrem Nacken seinen Platz gefunden, die Augen dabei starr auf die Besucher seiner Herrin gerichtet.

»Setz dich, mein Junge!«

Ronny nickte. Ein Schemel stand bereit. Auf ihn drückte er sich nieder und schaute die Alte an.

Zwischen ihm und ihr stand die Kugel. Sie leuchtete rot, und dieses

Licht besaß eine natürliche Ursache, denn innerhalb der Kugel befand sich eine Lampe.

Ronny, der stets ein großes Mundwerk führte, fühlte sich in diesem Augenblick ziemlich bedrückt. Er wußte selbst nicht, wieso dies geschah, aber die Atmosphäre störte ihn irgendwie, und er hatte seine Hände ineinander verknotet.

»Möchtest du dein Schicksal erfahren?« fragte die Alte.

»Deshalb bin ich gekommen.«

»Jeder Blick in die Zukunft hat seinen Preis«, orakelte die Wahrsagerin und schaute Ronny aus halb geschlossenen Augen lauernd an. Der Junge verstand. Die Alte verdiente ihr Geld auf Festen und Jahrmärkten. Sie schrieb nie einen Preis hin, sondern nahm, was man ihr gab. Wenn ihr jemand einen Hosenkноп in die Hand drückte, verfluchte sie den edlen Spender bis in die tiefste Hölle, und falls einer zu wenig gab, zischte sie Worte und verzog ein Gesicht, daß es dem Besucher angst und bange wurde. So war sie eben.

Ronny griff in die Tasche. Er legte ein paar Shillinge auf den Tisch, und die Alte war zufrieden, denn aus ihrem Mund drang ein brummendes Geräusch.

Das Geld verschwand blitzschnell, und Ronny glaubte schon an Hexerei. Er hörte die Münzen noch klimpern, danach vernahm er wieder die Stimme der Alten.

»Zeig mir deine Hand, Junge.«

»Weshalb?«

»Ich will aus ihr lesen!«

»Und was?«

Die alte McQuade kicherte. »Das weißt du doch. In deiner Hand steht dein Schicksal geschrieben. Ich möchte es dir vorlesen. Du sollst alles erfahren.«

»Wenn du meinst...«

»Gib sie her!«

Ronny wollte das Spiel mitmachen. Zudem hatte er bezahlt. Irgendwie jedoch blieb bei ihm ein seltsames Gefühl zurück. Welchen Grund dies hatte, wußte er genau. Er mußte wieder an den Brief denken, den er bekommen hatte. An die Morddrohung.

Das Messer wartete bereits!

Ronny zuckte zusammen, als er die Berührung an seinen Fingern spürte. Die Alte hatte Hände so kalt wie Totenklaunen. Davor konnte man sich ekeln.

Hart griff sie zu. Seine Finger wurden zusammengedrückt und die Hand mit dem Rücken fest auf den Tisch gepreßt. »So ist es gut«, wisperte die Wahrsagerin. »Jetzt fällt der Schein meiner Lampe auf deine Hand, und ich werde alles erkennen können.«

»Liest du nicht aus der Kugel?«

»Das ist teurer«, kicherte die Alte. »So etwas schlage ich nur euren Eltern vor.«

Geschäftstüchtig war sie auch noch. Das gehörte wohl zum Job. Schließlich war sie selbständig.

»So, und nun werden wir mal schauen«, drang es flüsternd aus ihrem Mund. »Ganz genau will ich hinsehen, denn deine Hand verrät mir dein Schicksal.«

Sie brummelte irgend etwas in ihren nicht vorhandenen Bart, das Ronny nicht verstehen konnte.

Dann hörte er sie tief atmen.

Es war ein beinahe schluchzendes Geräusch, und sie schüttelte dabei ihren Kopf.

Ronny wurde leicht nervös. »Stimmt etwas nicht?«

»Doch, doch. Nur...«

»Was ist denn?«

»Du bist noch so jung, mein Kleiner. So verflüxt jung.«

»Das weiß ich selbst.«

»Und deine Hand...«

Eine kurze Pause entstand. Danach ein erstickt klingender Aufschrei.

»Was ist denn, verdammt?« Ronny wollte aufspringen, doch der Griff der Alten war wie eine Zange.

»Tod!« hauchte sie. »Ich lese aus deiner Hand den Tod. Er wird dich ereilen. Du bist in Gefahr, du kannst ihm nicht enttrinnen. Noch in dieser Nacht wirst du sterben...«

Den letzten Satz hatte sie mit klingenden Worten ausgesprochen, und sie nickte dabei.

Sterben...

Das eine Wort hämmerte in Ronnys Schädel. Er dachte auch an den Brief, und sein Gesicht verzerrte sich. »Was erzählst du da für einen Unsinn, Alte. Ich werde nicht sterben.«

»Doch, mein Kleiner, doch. Die Linien in dieser Hand lügen nicht. Es ist eine seltsame Hand. Ich spüre, daß etwas von ihr ausgeht. Sie besitzt eine unheimliche Aura. Wie bei einem...«

»Rede weiter, los!« Ronny saß angespannt da. Sein Gesicht glänzte schweißnaß.

»Wie bei einem Mörder!«

Jetzt war es heraus, und Ronny Wilder ließ sich wieder auf den Schemel fallen. Mit einem heftigen Ruck zog er seine Hand zurück und atmete schwer. »Hast du dir genau überlegt, was du mir da gesagt hast?«

»Ja, das habe ich.«

Ronny Wilder atmete tief ein. »Verdammt«, flüsterte er. »Ich glaube dir nicht, Alte. Du willst mir hier etwas erzählen, das ist alles. Ich kann dir kein Wort glauben...«

»Die Hände und die Linien darin lügen nicht«, wurde ihm mit dumpfer Stimme entgegengehalten.

Ronny verdrehte die Augen. Zudem ballte er die Hände und

schüttelte sich. »Wenn du allen anderen auch noch so einen Mist erzählst, darfst du dich nicht wundern, wenn du bald pleite bist.«

»Du solltest über dein Schicksal nicht so arrogant hinweggehen, Junge. Vielleicht kann ich dir noch einen Rat geben, obwohl es nicht meine Aufgabe ist.«

»Raus damit!«

»Laufe weg! Verschwinde! Verlaß diese Schule, denn hier lauert das Unheil!« Sie redete mit leisen, eindringlichen Worten. »Ein unheimlicher Geist lauert über dem Ort. Dieses Fest ist verflucht, ich spüre es genau. Etwas Grauensvolles wird geschehen...«

»Und was ist das?«

»Morde«, sagte die Alte. »Schlimme Morde. Ein Messer, eine Tote, eine Maske...«

»Verdammt, hör auf!« schrie Ronny Wilder. »Rede nicht mehr weiter! Ich kann und will nichts hören.«

Die Alte schüttelte den Kopf. »Du bist jung und verlangst viel vom Leben. Niemand nimmt es dir übel. Aber wenn du dich retten willst, dann geh. Lauf weg...!«

Ronny Wilder stand vor dem Tisch. Er schaute von oben auf den Kopf der Wahrsagerin. Die Hände hatte er zu Fäusten geballt. »Ich werde gehen«, erklärte er. »Aber ich werde nicht fliehen, das sage ich dir. Und wer sollte hier morden?«

»Ich weiß es nicht...«

Ronny lachte. Es klang unecht. Er wischte sich über seine Stirn, machte noch eine abwehrende Handbewegung, drehte sich um, riß den Vorhang auf und verließ die Bude.

Nach zwei Schritten stoppte er seinen ziemlich heftigen Lauf. Er schüttelte den Kopf, atmete die kalte Luft ein, hustete und spürte die Gänsehaut auf seinem Rücken.

Obwohl er es eigentlich gewollt hatte, die Worte waren bei ihm nicht ohne Wirkung geblieben.

Er würde in der Nacht sein Leben verlieren, so hatte die Wahrsagerin gesprochen.

Wieder dachte er an den Brief, schob seine Hand in die Hosentasche und fühlte zwischen den Fingern das Papier.

Und noch etwas spürte er.

Eine allmählich in ihm hochkriechende Furcht...

In den alten Steinen lauerte der Mief vergangener Jahre. Feuchtigkeit hatte sich gebildet und lag als leicht glänzende Schicht auf den Innenwänden. Spinnennetze hingen in den Ecken. In diesem Verlies brannte kein Licht, es wurde nur hin und wieder vom Schein einer Fackel erhellt. Ansonsten war es still!

Kaum jemand wußte von diesem Kellerraum, der unter dem eigentlichen Keller lag. Niemals hatte sich jemand die Mühe gemacht und das Haus genau durchsucht, aber die Person, auf die es ankam, für die war das Verlies ideal.

Nichts war zu hören. Die dicken Mauern schluckten jeden Laut. Auf dem Boden lag der Staub fingerdick, durch den kriechende Käfer hin und wieder ihre Spuren zogen.

Ein unheimliches Verlies, in dem das Grauen zu Hause war. Irgendwann wurde die Ruhe unterbrochen. Schritte näherten sich dem tief in der Erde liegenden Raum. Sie waren als schleichend zu bezeichnen und trotzdem zielstrebig.

Vor der alten Holztür verstummten sie. Etwas klirrte. Ein dünnes Geräusch nur, dennoch zu identifizieren.

Behutsam wurde ein Schlüssel in das Schloß geführt. Ein Kratzen war zu hören, als jemand den Schlüssel herumdrehte.

Jetzt war die Tür offen.

Als sie nach innen schwang, fuhr ein kühler Hauch in den Keller. Er schien aus noch tieferen Regionen zu stammen, und zwar von dort, wo die Toten zu Hause sind.

Hatten Geister den Keller betreten?

Nein, es war kein Geist, der auf der Schwelle stand, sondern eine Gestalt. Sie hielt eine Kerze in der Hand, die auf einer weißen Untertasse stand.

Das Licht der flackernden Flamme füllte den Raum nicht völlig aus, es reichte aber, um den Sarg zu erkennen, der in dem Verlies stand. Ein unheimlicher Gegenstand, und deshalb so schaurig und makaber, weil es sich bei ihm um einen Kindersarg handelte, der weiß gestrichen war. Die Farbe hatte einen fahlen Ton bekommen. An einigen Stellen war sie schon abgeblättert, und in nicht völlig fugendichten Ritzen klebte noch der Schmutz aus dem Grab.

Die Gestalt trat näher. Ihre Hand zitterte, und der Kerzenschein begann zu flackern. Große Schatten malte er an die Wände und ließ auch den Sarg nicht aus, den er mit einem dunklen Muster bedeckte. Die Gestalt trat näher.

Sie ging nur auf Zehenspitzen, als wollte sie die Ruhe eines Toten nicht stören. Als sie den Raum weit genug betreten hatte, konnte sie die Tür wieder zudrücken.

Nun drang kein Licht mehr nach draußen. Höchstens ein fahler Schein unter der Türritze. Der wurde von keinem gesehen, denn wer verirrt sich schon in dieses Verlies?

Die Gestalt trat so nahe an den Sarg heran, daß sie ihn mit den Schienbeinen fast berührte. Dann stellte sie die Kerze auf den Boden, streckte die Arme aus und begann den Sarg zu streicheln. Die schabenden Geräusche wirkten wie ein Lockmittel für die in der Totenkiste liegende Person.

»Ja!« flüsterte die Gestalt. »Ja, es ist soweit. Deine Zeit ist angebrochen. In dieser Nacht wird das Grauen umgehen. Halloween, die Nacht des Schreckens. Du hast lange genug warten müssen, nun erlöse ich dich aus deinem Schlaf...« Ein seltsames Kichern folgte den Worten, und die Hände wanderten weiter.

Sie glitten an den Seiten des weißen Sarges entlang bis sie die Verschlüsse gefunden hatten. Für einen Moment verharrten sie unbeweglich. Selbst die Finger zitterten nicht. Dann faßten sie zu und zogen die Verschlüsse in die Höhe.

Das leise Schnacken unterbrach die Stille. Der Rest war nur eine Kleinigkeit, denn der Sargdeckel mußte noch angehoben werden. Für einen Moment tauchte die Gestalt in den Schein der Kerze. Das Gesicht sah seltsam verzerrt aus, zudem geisterte ein Spiel aus Hell und Dunkel darüber hinweg.

Ein Ruck!

Es entstand ein saugendes Geräusch, als sich der Deckel von seinem Unterteil löste. Jetzt war der Sarg offen!

Die Gestalt griff nach rechts, bekam den Teller zu fassen und stellte ihn so, daß das Kerzenlicht die unmittelbare Umgebung der weißen Totenkiste beleuchtete.

Der Sarg war besetzt!

Für einen Moment herrschte tiefe Stille, auch die Gestalt hielt den Atem an, als sie in die Totenkiste schaute. Dort lag sie! Ein Kind, ein Mädchen!

Angela!

Die Gestalt beugte ihren Oberkörper noch weiter hinunter, damit sie genau in das Gesicht der Toten schauen konnte.

Wie lange weilte Angela nicht mehr unter den Lebenden? Sechs Jahre waren es inzwischen. Ihr Körper hätte längst verfault sein müssen, das Leichenhemd zerfetzt und zerrissen, aber das war nicht der Fall. Die Leiche zeigte beim ersten Hinsehen keinerlei Veränderungen. Zart strichen die Finger der Gestalt über das Gesicht des toten Mädchens. Sie streichelten, fuhren die Linien der schmalen Nase nach und vergaßen auch die blassen Lippen nicht.

Die Tote hielt die Augen geschlossen, die Hände waren auf der Brust zusammengelegt. Nicht gefaltet...

Kein christliches Zeichen oder Symbol durfte die Ruhe dieser Toten stören.

Und die Hände der Gestalt wanderten weiter. Sie glitten über die Arme der Toten und erreichten die Finger und hoben sie an. Es hatte sich etwas verändert!

Die Nägel der Toten waren weitergewachsen. Lang und spitz stachen sie hervor. Die Gestalt hob den rechten Arm der Leiche hoch, so daß die Hand am Gelenk einknickte. Nun wiesen die Nägel nach unten. Wie kleine Messer fuhren sie über den Handteller, verursachten ein kratzendes Geräusch, und die unbekannte Person begann zu flüstern.

»Angela«, wisperte sie. »Angela, hörst du mich? Du bist nicht tot, ich weiß es. Dein Geist konnte nicht eingehen in die Sphären des Niemandlandes. Du lebst, Angela, du sollst leben und deine Rache vollenden. Sie alle sind gekommen. Sie alle wollen feiern. Halloween, das Fest des Schreckens. Sie freuen sich darauf, doch für dich wird es ein blutiges Fest werden. Sorge du dafür, meine Kleine. Ich habe alles getan, was ich tun konnte, und ich werde dir den Weg zeigen, dich unterstützen, damit all die umkommen, die dich damals so grausam gefoltert haben. Hörst du mich, kleine Angela...?«

Nach diesen Worten zog sich die Gestalt insofern zurück, daß sie sich aufrichtete und nun von oben her auf das tote Kind schaute, um dessen Reaktion genau beobachten zu können.

Das Gesicht wirkte im Schein der Kerze seltsam rötlich. Eine unnatürliche Farbe, die die Leichenblässe überdeckte. Schatten tanzten auf der Stirn wie Fremdkörper, glitten über die Augen, den Mund und verliefen sich am Hals des toten Kindes.

Der Eindringling wartete ab. Er selbst atmete flach, nichts sollte mehr stören, denn nun kam es darauf an. Sechs Jahre waren vergangen, und sechs Schüler hatten Angela damals zu Tode gequält.

Wer konnte die Angst des Mädchens beschreiben, die es damals empfunden hatte? Diesen grausamen, unerbittlichen Psycho-Terror, unter dem sie gelitten hatte. Niemand wußte es, keiner wollte es wissen, bis auf eine Person. Und die hockte neben dem Sarg und wartete.

Sie hatte alles getan, was getan werden mußte. Beschwörungen, finstere Kräfte angerufen, mit dem Satan gesprochen und einen alten Totenzauber nachvollzogen. Es hatte große Mühe gekostet, den Sarg aus der feuchten Erde zu holen und bei einer Nacht-und-Nebel-Aktion in dieses Verlies zu schaffen.

Nun lag alles hinter ihr.

»Angela!« Wieder war es das scharfe Flüstern, das über dem offenen Sarg schwebte. »Angela, du mußt mich hören. Du bist nicht tot. Du hast nur gewartet...«

Und Angela reagierte.

Zwölf Jahre war sie alt gewesen, als der Tod sie traf. Und sie sah noch immer so aus wie vor sechs Jahren. Nicht die Spur war sie gealtert, eine kleine zierliche Person, die plötzlich ihre Augen aufschlug und in das Gesicht starrte, das über ihr schwebte.

Blickkontakt! Die Gestalt hielt den Atem an. Sie sah das Zucken der Mundwinkel bei der »Toten« und wußte, daß all ihre Beschwörungen den Erfolg gezeigt hatten.

Angela erwachte...

Eine Tote war zu einer Lebenden geworden, zu einer lebenden Leiche, einem Zombie!

In den Augen der Person leuchtete es auf. Sie hätte schreien können vor Glück und Freude, doch die Kehle war wie zugeschnürt.

»Du bist gekommen?« Die dünne Stimme der lebenden Toten durchbrach die Stille.

»Ja, meine Kleine, ich bin da. Hatte ich es dir nicht am Grab versprochen?«

»Ich... ich erinnere mich nicht.«

»Und jetzt bist du wieder erwacht.«

»Mir ist so kalt...«

Die Gestalt lachte. »Das wird sich bald ändern, wenn das Feuer der Rache durch deine Adern fließt, denn es ist alles dabei, was du brauchst, meine Kleine. Und heute ist Halloween.«

»Halloween?«

»Genau, liebste Angela. Du erinnerst dich doch an dieses schöne Fest mit den Masken?«

Die Antwort erfolgte nicht sofort. Angela überlegte noch. Ihre Lippen bewegten sich. »Halloween?«

»Ja, meine Liebe...«

»Ich habe eine Maske gesehen«, drang es stockend aus ihrem Mund.

»Sie tanzte vor mir, zwischen den Schatten.«

»Die Schatten waren Menschen. Kinder sogar. Deine Mitschüler, kleine Angela. Und sie sind alle heute abend versammelt, um das große Fest zu feiern. Ihr letztes Fest, ihr Abschiedsfest.« Plötzlich änderte sich die Stimmlage der Person. Sie wurde hart, fauchend. »Es soll sie in die Hölle katapultieren.«

»Die Hölle?« hauchte Angela.

»Ja, da sollen sie verrecken, und du, meine Liebe, wirst dafür sorgen. Sie haben dich damals in den Tod getrieben. Du hast lange genug zwischen Würmern und Käfern in der feuchten Erde gelegen. Jetzt bist du an der Reihe. Schlage zurück, Angela! Gib ihnen das, was sie dir gegeben haben, den Tod!«

Angela hörte die Worte. Sie waren ihr regelrecht eingehämmert worden, und sie reagierte darauf. Ihre Arme fuhren hoch. Die Hände mit den spitzen Nägeln umklammerten den Sargrand an beiden Seiten, um den nötigen Halt zu haben.

Sie stemmte sich hoch.

Es geschah marionettenhaft, längst nicht so fließend und flüssig wie

bei einem normal lebenden Menschen, und als sie endlich saß, drehte sie den Kopf, um sich im Verlies umzuschauen.

»Suchst du etwas?« wurde sie gefragt.

»Ja.«

Da lachte die andere auf. »Ich habe es dir mit in den Sarg gegeben, als du beerdigt wurdest. Keiner weiß davon, nur ich. Warte, ich hole es eben.«

Die Untote mußte die Beine anziehen. Sie lag auf einem hellen Laken, das zwar einige Flecken zeigte, aber sonst völlig in Ordnung war. Zudem hatte man das Laken mehrmals gefaltet, und in einer dieser Falten befand sich das, von dem Angela gesprochen hatte. Die Maske und das Messer!

Zunächst bekam Angela die Maske. Es war die gleiche wie vor sechs Jahren, nur war sie damals von Ronny Wilder gehalten worden, bis zu Angelas Todessprung. Ein ausgehöhlter Kürbis, die so typische Verkleidung für das Halloween-Fest.

»Hier, nimm sie!«

Angela packte zu. Mit beiden Händen umfaßte sie die Maske, hob sie hoch, schaute darunter und sah die Öffnung. »Sie wird dir passen!«

Angela nickte, als sie die Worte vernahm, hob die Maske noch ein wenig an und probierte, ob sie sie über den Kopf streifen konnte. Es klappte.

Kaum saß die Maske bequem, da geschah etwas Unheimliches. Von innen her begann sie zu glühen. Ein geisterhaftes Licht füllte sie aus, und der Kopf der lebenden Toten schien mit dieser Maske verwachsen zu sein. In den Augenhöhlen gloste das gelbrote Licht ebenso wie in der breiten Mundöffnung. Von den Sinnesorganen des Mädchens war nichts mehr zu sehen, die Maske hatte den Kopf völlig unter Kontrolle bekommen.

»Und nun noch das!«

Im nächsten Augenblick wurde Angela etwas sehr Wichtiges gereicht. Für einen Moment geriet der Gegenstand in den Widerschein des Kerzenlichts, und auf der unterarmlangen und handbreiten Klinge entstanden blitzende Reflexe.

Angela hielt ein schreckliches Mordmesser in der Hand. Eine Waffe für Schlachter...

Sie stieg aus dem Sarg.

Das kleine Mädchen mit der schaurigen Maske, dem hellen Leichenhemd und dem langen Messer in der Hand bot ein schlimmes Bild. Die schmale Hand hielt sie um den Griff geklammert, und die langen Fingernägel stachen in ihr Fleisch, was sie überhaupt nicht wahrnahm.

Diejenige Person, die sie erweckt hatte, atmete auf. Sie lachte leise und ging zur Tür, um sie zu öffnen.

»Du kannst gehen, kleine Angela, vollende deine Rache, denn die anderen warten auf dich...«

Die lebende Tote nickte. Starr schritt sie auf die Tür zu, trat über die Schwelle und gelangte in einen düsteren Gang der plötzlich von ihrer dünnen Stimme durchweht wurde.

»Heute ist Halloween...«

»... Halloween... Halloween...«

Die Echos klangen nach, und sie hörten sich an wie ein grausames Versprechen...

Ich hatte meine Hand um Glendas Schulter gelegt, und so wanderten wir beide durch den Park, der das Schloß umgab. Die Fahrt hatten wir gut hinter uns gebracht, und auch mit dem Wetter hatten wir Glück. Sah es einen Tag zuvor nach Regen aus, so hatte sich dies nun geändert. Die Wolken waren im Laufe des Tages fast völlig verschwunden, eine herbstliche Sonne blinkte am Himmel, die Temperaturen stiegen, doch gegen Abend, als die Dämmerung mit

ihren langen Schatten über das Land kroch, wurde es wieder kühler.

Wir hatten uns dementsprechend angezogen. Glenda war mit einem Pullover und einer bunten Lederjacke bekleidet, in der sich zahlreiche Farben wiederfanden, vom satten Rostrot bis zum hellen Blau. Ihre neue Herbstjacke, erklärte sie mir.

Mir erging es wie vielen Männern Wenn wir schon etwas Neues bekamen, waren dies höchstens neue Bügelfalten in den Hosen. Das Schloß-Internat lag eingebettet in eine weite, flache Landschaft, aus der nur hin und wieder einige bewaldete Hügel hervorstachen. Es war ein sauberes Stück England mit gepflegten Dörfern, große Weideflächen, vielen kleinen Teichen sowie alten Schlössern und Burgen.

Als waldreich konnte man das Land ebenfalls bezeichnen. Leider gab es zu oft Nebel. Kaum war die Sonne verschwunden, bildeten sich über den Wiesen, Weiden und an den Rändern der Wälder die ersten langen Schwaden, die wie dicke Wattestreifen in der Luft stehenblieben, wenn der Wind sie nicht auseinandertrieb.

Das Internats-Schloß mußte sehr alt sein. Ich erkannte es an der romanischen Bauweise. Der Haupttrakt wurde von zwei hohen Türmen mit Wehrzinnen umrahmt.

Das große Portal stand offen. Es war ebenso hell erleuchtet wie auch die langen Flure und Gänge, so daß jedermann zum Schloß freien Zutritt hatte.

Hinter dem Gebäude sollte das eigentliche Halloween-Fest stattfinden. Davor hatten Schüler eine kleine Budenstadt aufgebaut und verkauften Dinge, die sie selbst gebastelt hatten.

Nicht nur Schüler sahen wir, sondern auch deren Eltern, die das Fest unbedingt mitmachen wollten. Es wurde viel gesprochen und gelacht. Sogar gesungen, denn ein kleiner Schülerchor hockte zusammen und sang Lieder in altenglischer Sprache.

An einen Fall dachten weder Glenda noch ich. Wir waren ziemlich

gelöst. Lange genug hatte es schließlich gedauert, bis wir wieder einmal allein sein konnten.

Ich spürte Glenda sehr dicht neben mir. Von ihrem Körper ging eine angenehme Wärme aus, und ich hatte vergessen, daß sie eigentlich meine Sekretärin war.

Auch ihr bereitete es großen Spaß, so umherzuschlendern. Sie genoß die Atmosphäre, nahm jeden neuen Eindruck in sich auf und begleitete die meisten mit ihren Kommentaren.

»Da, sieh mal, John, sogar eine Wahrsagerin haben die hier.«

Wir blieben stehen und richteten unsere Blicke auf die kleine Bude, die nur durch einen Vorhang geschlossen war. »Willst du da nicht mal hin?« fragte sie mich.

»Nein, danke.«

»Wieso nicht...?«

»Ich muß immer an Tanith denken, wenn ich so etwas sehe.«

Tanith hatte man auch als Wahrsagerin bezeichnen können. Ihr war es gelungen, Kontakt zu anderen, dämonischen Reichen aufzunehmen. Dafür hatte sie mit ihrem Tod büßen müssen.

Glenda nickte und strich ihr Haar nach hinten. »Ich verstehe dich, John.«

Während ihrer Worte hatte ich sie nicht angesehen, sondern auf den Vorhang geschaut. Vonn innen bewegte er sich, wurde zusammengedrückt, eine Öffnung entstand und entließ einen hochgewachsenen blondhaarigen jungen Mann, der mir einen ziemlich verstörten Eindruck machte.

Er schaute sich kurz um, sein Blick traf auch uns, glitt vorbei, dann setzte sich der Junge in Bewegung und ging mit schnellen raumgreifenden Schritten davon.

Auch Glenda hatte ihn bemerkt.

»Dem scheint die Wahrsagerin nichts Gutes mitgeteilt zu haben.«

»Schon möglich.«

»Sollen wir mal fragen?«

Ich winkte ab. »Unsinn.« Dabei hätte ich es tun sollen, aber hinterher ist man ja immer schlauer.

Wir gingen weiter. Der Duft von gebratener Wurst und geschmortem Fleisch traf unsere Nasen. Er erinnerte uns daran, daß wir seit Mittag nichts mehr gegessen hatten.

»Hast du Hunger?« fragte ich Glenda.

»Und wie.«

»Okay, Mädchen, dann lade ich dich zu einer Bratwurst ein.«

»Dankend angenommen, Sir.«

Am Stand herrschte Gedränge. Wir mußten unter Wimpeln hertauchen, um an die Verkaufstheke zu gelangen. Über dem offenen Feuer wurde das Fleisch gebraten.

Ich bestellte zwei Würstchen und blieb mit Glenda ein wenig abseits stehen, um zu essen.

Die Bratwurst schmeckte. Sie war auch nicht zu fett. Zwischen zwei Bissen fragte Glenda: »Wolltest du nicht mit diesem Edward Blake sprechen, John?«

Ich nickte, schluckte und erwiderte: »Sobald ich die Bratwurst gegessen habe.«

Es dauerte ein paar Minuten, Glenda hielt sich an meiner Seite. Wer Blake war und wie er aussah, wußte ich nicht. Deshalb erkundigte ich mich bei einem Schüler, der mir auch Auskunft geben konnte.

»Ich habe Mr. Blake vorhin gesehen, als er die Schule verließ. Er muß am Info-Stand sein.«

Der Info-Stand war nicht zu übersehen. Drei Strahlen stachen vom Boden her ihr Licht gegen ihn. Dort bedienten zwei Schülerinnen, die Kappen trugen, auf deren Schirmen der Name des Internats zu lesen war.

Ein dunkelhaariger Mann im nachtblauen Anzug sprach mit den

beiden und drehte sich um, als ich ihn anredete.

Er lächelte strahlend und erkundigte sich nach meinen Wünschen, während seine Augen mich flink musterten.

»Kann ich Sie für einen Moment unter vier Augen sprechen, Mr. Blake?«

»Dauert es lange?«

»Kaum.«

»Dann kommen Sie. Wir können ins Büro gehen oder hier draußen bleiben...«

»Ich finde es nett hier.«

»Okay.« Wir stellten uns ein wenig abseits hin. Auch Glenda Perkins hielt sich zurück, und ich sagte meinen Namen.

»Sie sind also Mr. Sinclair.« Edward Blake lächelte, und ihm fiel ein Stein vom Herzen. »Sie habe ich erwartet.«

»Ist etwas passiert?«

»Nein.« Er hob beide Hände und senkte seine Stimme bei der nächsten Bemerkung »Malen Sie den Teufel nicht an die Wand, Mr. Sinclair.«

»Ich würde mich auch freuen, wenn das Fest normal verlief.«

»Da sagen Sie etwas.«

»Und Ihre Tochter ist von Ihnen nicht eingeweiht worden?« wollte ich wissen.

»Das habe ich bewußt vermieden. Ich bin sicher, daß sie auch nichts von dem Brief ausgeplaudert hat.«

»Womit wir beim Thema wären«, stellte ich fest. »Wer kann diesen Brief geschrieben haben, und aus welchen Motiven hat er das getan?«

»Da fragen Sie mich zuviel.«

»Haben Sie sich keine Gedanken gemacht, Sir?«

Edward Blake knetete sein Kinn. »Und wie ich darüber nachgedacht habe«, antwortete er. »Aber glauben Sie nur nicht, daß

ich zu einem Ergebnis gekommen bin.«

»Und Ihre Tochter? Hat sie sich nicht an Sie gewandt?«

»Schon, aber sie schweigt wie eine Auster. Sie hatte zu dem Brief nichts zu sagen. Ein Scherz, mehr nicht.«

»Dennoch ist sie blaß geworden, als sie die Zeilen las. Das jedenfalls sagte Sir James.«

»Stimmt. Und da steckt sicherlich etwas dahinter. Vielleicht ein abgeblitzter Liebhaber, könnte ich mir vorstellen.«

»Meinen Sie wirklich?«

»Ja, ganz sicher.«

Ich lächelte. »Wenn es das wäre, könnte ich beruhigt das Fest feiern. Leider kann ich mein Inkognito nicht preisgeben. Ich hätte gern einmal mit ihr geredet.«

»Das glaube ich.«

Unser Gespräch wurde von der Ankunft eines Mannes unterbrochen, der einen dunklen Blazer und eine graue Hose trug. Auf dem Blazer war das Wappen der Schule abgebildet. Der Ankömmling war von gedrungener Gestalt, und seine Gesichtshaut wirkte rosig. Das schütterte Haar war zurückgekämmt, und die Augen verschwanden hinter den getönten Brillengläsern.

»Hier finde ich Sie, Mr. Blake.«

»Ja, Mr. Fleet. Ich habe mich mit meinem Bekannten aus London ein wenig zurückgezogen. Ich brachte Mr. Sinclair hierher. Er wollte unbedingt einmal an einem Halloween-Fest teilnehmen, und an dieser Schule wird das beste Fest dieser Art gefeiert, das ich kenne.«

Blake war Weltmann. Er überspielte seine Sorgen perfekt, und ich erfuhr, daß Mr. Fleet der Rektor der Schule war.

Wir reichten uns die Hände.

»Ich hoffe, es gefällt Ihnen hier, Mr. Sinclair. Gäste sind immer herzlich willkommen.«

»O ja, ich finde es außergewöhnlich nett.« Als ich meine Hand zurückzog, war die Innenfläche feucht vom Schweiß des anderen. Eine unangenehme Sache.

Edward Blake griff in die Innentasche seines Jacketts und holte einen Scheck hervor. »Ein kleiner Unkostenbeitrag«, erklärte er, als er den Scheck überreichte.

»Die Schule dankt es Ihnen, Sir. Wenn Sie vielleicht zwei Minuten Zeit hätten, ich würde mich gern mit Ihnen unterhalten.«

»Sogar noch länger, Mr. Fleet. Mr. Sinclair wird sich auch allein amüsieren können.«

»Das sicher.«

»Wir sehen uns dann später«, sagte Blake. »Vergessen Sie die Feier auf keinen Fall.«

»Natürlich nicht.«

Die Männer gingen. Dafür löste sich Glenda aus dem Schatten des Raumes. »Wer war dieser Knabe?« fragte sie.

»Der Direktor.«

Glenda schüttelte den Kopf. »Ich mag ihn nicht, John.«

»Hast du einen Grund?«

»Nicht direkt. Er strahlt so etwas aus, was wohl nur eine Frau fühlen kann.«

»Möglich.«

»Und was machen wir jetzt, großer Meister?«

Eine gute Frage. Da ich dienstlich hier war, wollte ich mich noch umschauen. Vor allen Dingen dort, wo bald die Halloween-Feuer lodern sollten. Vielleicht trafen wir da auch Carrie Blake. Glenda hatte nichts dagegen.

Wir schlenderten weiter und ahnten nicht, daß genau um diese Zeit der unheimliche Killer bereits unterwegs war.

Ronny Wilder hatte den Platz hinter sich gelassen und die Schule

betreten. Noch immer beschäftigten sich seine Gedanken mit dem, was ihm die Frau gesagt hatte.

Die Worte steckten wie Speerspitzen in seiner Seele. Er würde sterben, er sollte sterben.

Noch in dieser Nacht!

Schweiß war ihm ausgebrochen. Aus jeder Pore drang er, und der junge Mann empfand die Kühle des Flurs als angenehm. Einige Schüler schauten ihn verwundert an, als er sich an die Wand lehnte und erst einmal nach Atem rang.

Ronny warf den Schülern böse Blicke zu und stellte fest, daß er zu sehr auf dem Präsentierteller stand. Er entschloß sich, hoch ins Zimmer zu gehen und dann unter die Dusche zu steigen.

Als er diesen Vorsatz gefaßt hatte, da war er auch wieder der alte und lachte innerlich über sich selbst und seine Angst. Was sollte ihm schon passieren? Er wußte sich seiner Haut zu wehren und lief mit elastischen Schritten die breiten Stufen der wuchtigen Steintreppe hoch. Die Decke wurde von dicken Steinsäulen gestützt, die sich auf jedem Treppenabsatz befanden.

Durch die großen Fenster konnte er nach außen sehen. An der Westseite des Schlosses brannte kaum Licht. Der Wald lag dunkel wie ein Vorhang vor dem in Bodenhöhe graue Gestalten schwebten - der Nebel.

Im hinteren Trakt lagen die Zimmer der Schüler. Zwei jeweils teilten sich einen Raum.

Ronny Wilder wohnte mit Jack Mitchum zusammen. Als der Schüler die Tür des Zimmers aufdrückte, fand er den Raum leer. Darüber war er froh, denn er wollte jetzt mit keinem reden.

Bett und Schrank befanden sich, von der Tür aus gesehen, auf der rechten Seite. Dort hatte Ronny seine persönlichen Sachen untergebracht. Er zog die Schranktür auf, holte seinen Bademantel, Handtücher und Seife hervor, um zur Dusche zu laufen. Diese Räume

befanden sich am Ende des Ganges. Bevor er lief, zog er sich noch aus und steckte die schmutzige Wäsche in einen hellblauen Leinensack.

Niemand begegnete ihm auf dem Flur, als er in Richtung Dusche ging. Um diese Zeit hielt sich kein Schüler mehr im Zimmertrakt auf. Dafür war draußen zuviel los.

Nur die Notbeleuchtung brannte. Die Badelatschen des Schülers verursachten klackende Geräusche, die von den Wänden zurückhalten. Die Tür zur Dusche besaß einen grauen wasserfesten Anstrich. Abgeschlossen war nicht, und Ronny betrat den großen, gefliesten Raum. Er machte sofort Licht.

Links lagen die Waschbecken, rechts die zahlreichen Kabinen mit den Schwingtüren, die vom Hals bis zu den Waden reichten. Ronny Wilder blieb stehen, da ihn ein Geräusch störte. Es wiederholte sich stets und war ein seltsames Platschen.

Ronny wurde nervös, schaute sich um und stellte fest, daß einer der Wasserkräne an den Waschbecken nicht völlig zuge dreht worden war. Rasch änderte er dies.

Danach hielt ihn nichts mehr auf. Er schlüpfte aus seinem Bademantel, betrat eine Duschkabine und spielte an der Mischbatterie, um die richtige Wassertemperatur zu erreichen.

Die Strahlen hämmerten auf seinen Körper. Ronny genoß diese heiße Massage. Er blieb minutenlang steif stehen, wobei er daran glaubte, daß dieses heiße Wasser auch seine schlimmen Gedanken vertrieb. Der heißen Dusche folgte eine eiskalte.

Allerdings nicht sehr lange. Waschen mußte er sich auch noch. Er stellte die Dusche ab und begann damit, sich einzuseifen. Schon bald war sein Körper über und über mit Schaum bedeckt. Die Haare wusch er direkt mit, und als er mit beiden Händen in sie hineinfuhr, da hörte er plötzlich die dünne Stimme.

»Es ist Halloween...«

Jemand sprach diese drei Worte mit getragener Stimme. Sie hörten sich so schaurig an, und unter dem Schaum bildete sich auf Ronnys Körper eine Gänsehaut.

Der Schüler war zum Denkmal geworden, denn diese dünne Stimme hatte Erinnerungen in ihm hochgetrieben, die längst in Vergessenheit geraten waren.

So dünn, so hoch, so weinerlich hatte vor sechs Jahren jemand gesprochen.

Angela!

Aber Angela war tot. Sie konnte nicht mehr singen. Also mußte es jemand geben, der sie imitierte. Es kostete Ronny eine ungeheure Überwindung sich wieder zu bewegen. Er stellte sich an den Rand der Tür, reckte seinen Kopf und schaute über den Rand hinweg. Leer lag der Raum vor ihm.

Auch an den Waschbecken rührte sich nichts. Alles war ruhig. Sollte er sich die Stimme nur eingebildet haben?

»Verdammt, ich spinne doch nicht«, murmelte Ronny und stellte plötzlich fest, daß der Waschraum seine übliche Atmosphäre verloren hatte. Obwohl er leer war, kam er ihm unheimlich vor. Die glatten Fliesenwände schienen alles Böse auszustrahlen, das sich ein Mensch überhaupt ausdenken konnte.

Der Junge wollte nicht mehr länger unter der Dusche stehen. Außerdem wollte er mit den anderen sprechen. Vielleicht hatten auch sie die Stimme gehört. Er wusch sich den Schaum ab, dabei beobachtete er, wie sich das Wasser kreisend dem Abfluß näherte. Er wurde an eine Szene aus dem Film »Psycho« erinnert.

Dort war eine Frau unter der Dusche durch mehrere Messerstiche getötet worden, und der mit Blut vermischte Schaum rann kreisend in den Abfluß. Ronny hatte plötzlich Angst, daß ihm das gleiche passieren konnte.

Da verlöschte das Licht!

Schlagartig geschah dies, und Ronny Wilder stand in der absoluten Dunkelheit.

Wieder bekam er einen Schock. Der Atem drang als zischendes Geräusch aus seinem Mund. Automatisch hob er den Arm und stellte die Dusche ab. Ein paar Tropfen fielen noch nach und klatschten zu Boden. Auch das verstummte.

Atemlos wartete er ab. Wieder kam die Angst zurück Sie floß wie schleichendes Gift in seinen Körper, und er konzentrierte sich auf seinen Herzschlag.

Im nächsten Augenblick glitt ein kühler Luftzug durch den Waschraum, erfaßte auch ihn und streichelte seine Schulter, so daß er zusammenzuckte.

Einen Moment später klappte die Tür zu. Mit einem harten Schnappen fiel sie ins Schloß.

Stille!

Der Schüler atmete flach. Er war derjenige, der sich eigentlich nie fürchtete, doch in diesem Augenblick empfand er einen schrecklichen Horror.

»Heute ist Halloween...« Hell klingend, aber sehr weit entfernt vernahm er die Stimme, und wieder wurde er von der Erinnerung gepackt. So hatte Angela gesprochen. Die Tote...

Verrückt, irre! Deine Nerven spielen dir einen Streich, sagte er sich, aber ein Rest blieb. Er konnte die Angst nicht völlig verschrecken, und er traute sich auch nicht, die Dusche zu verlassen und in das Dunkel des Waschraumes zu gehen.

Minutenlang blieb er stehen.

Zu seinen Füßen löste sich der Schaum allmählich auf. Die kleinen Bläschen zerplatzten mit seltsamen Geräuschen, die ihn noch nervöser machten.

Ihm kam der Gedanke, um Hilfe zu schreien. Dann verwarf er ihn wieder. Das hatte keinen Sinn Wenn wirklich nichts war, dann

blamierte er sich nur.

Raus aus der Dusche!

Er mußte weg, sonst holte er sich noch eine schwere Erkältung. Wenn ein unbekannter Mörder es tatsächlich auf ihn abgesehen hatte, hätte er sich bestimmt schon gemeldet.

Vorsichtig drehte er sich nach links, streckte den Arm aus und drückte mit der flachen Hand die Tür der Dusche nach außen. Er zögerte noch einen Moment, bevor er vorsprang und sich regelrecht in den Waschraum hineinkatapultierte. Nichts geschah.

Er stand in der Dunkelheit, spürte nur die Kälte, aber nicht die einer Messerklinge.

Fast schluchzend atmete Ronny Wilder auf. Er benötigte zwei Schritte, um die Wand und auch den Lichtschalter zu erreichen. In der Helligkeit fühlte er sich besser und schaute mit starren Blicken in einen völlig leeren Waschraum.

Es hielt sich niemand versteckt. Nur sein Bademantel lag noch zusammengerollt auf dem Boden. Als er ihn aufhob, zitterten seine Hände. Der Frotteestoff gab genügend Wärme, und hastig knotete Ronny den Gürtel zusammen, bevor er den Waschraum verließ. Natürlich machte er sich auf dem Weg zum Zimmer seine Gedanken, und natürlich drehten sie sich um die Stimme, die er gehört und als die der kleinen Angela identifiziert hatte.

Es war keine Täuschung gewesen, und das wollte er auch den anderen mitteilen.

Sie mußten einfach wissen, daß sich jemand einen schlechten Witz erlaubt hatte, der die sechs Freunde an den Rand des Nervenzusammenbruchs treiben sollte.

Aber wer wußte von der Tat? Sie lag sechs Jahre zurück, und es hatte keine Zeugen gegeben.

Ruckartig drückte er die Zimmertür auf und war froh, daß wenigstens hier das Licht brannte. Er schleuderte seinen Bademantel

auf das Bett, drehte sich und öffnete die Schranktür.

Die Maske glühte von innen und starrte ihn an.

Und eine dünne Stimme sang: »Heute ist Halloween...«

Die Gefahr kam aus dem Gebüsch!

Plötzlich vernahmen wir einen gellenden Schrei, sahen einen Scharten, ich riß Glenda so hart zurück, daß sie fast gefallen wäre und atmete auf, als ich das Lachen vernahm.

Jemand hatte uns einen gehörigen Schrecken eingejagt, denn ein kleiner Bub bekam nun seinen Heidenspaß, als er in unsere bleichen Gesichter schaute.

Seine Maske steckte auf einer dünnen Stange, die er mit beiden Händen festhielt, so daß der ausgehöhlte Kürbis in unserer Kopfhöhe schwebte. Der Junge tanzte um uns herum und rief immer wieder das Wort Halloween.

Glenda faßte sich an die Brust. »Himmel, hast du uns erschreckt, Kleiner.«

»Das wollte ich auch!« lachte der Junge und rannte weiter.

Ich grinste und nickte gleichzeitig. »Da wissen wir ja, was uns bevorsteht.«

»Aber wir können uns darauf einstellen«, meinte Glenda. »Mir jedenfalls gefällt es. Ich habe so etwas noch nicht erlebt. Halloween ist wirklich etwas Besonderes.«

»Wenn du meinst.«

»Was hast du, John? Es läuft doch alles normal.«

»Das stimmt«, gab ich zu. »Trotzdem muß ich immer wieder an den Brief denken. Außerdem fühle ich mich hier eingeengt. Ich muß mehr über den Fall wissen.«

»Das kann dir nur Carrie Blake sagen.«

»Eben.« Ich nickte und schaute Glenda dabei ins Gesicht. »Und wir werden sie jetzt suchen.«

Wir gingen weiter. Glenda hatte sich bei mir eingehängt, schaute aber sehr oft zurück und auch zur Seite hin, denn sie wollte nicht wieder erschreckt werden.

Man konnte sich an die Masken auch gewöhnen. Es war längst dunkel geworden, und die meisten Schüler trugen sie bereits. Es waren nicht nur Kürbisse dabei, die Kinder und Jugendlichen hatten ihrer Phantasie freien Lauf gelassen. Was dabei manchmal herausgekommen war, konnte man schon als beeindruckend bezeichnen.

Da gab es Tier- und Karnevalsmasken, aber die Horror-Verkleidungen überwogen doch. Schreckliche Monsterköpfe, bemalt mit grellen Farben, saßen entweder auf den Köpfen der Schüler oder wurden von ihnen auf langen Stangen getragen. Einige Bastler hatten die Technik zu Hilfe genommen und Masken mit elektrischem Licht ausgerüstet, das intervallweise an- und ausging.

Die ersten Feuer pufften auf. Wir hörten zuerst das Fauchen, dann knatterte das trockene Holz unter den Flammen, und Sprühbahnen glühender Teilchen wirbelten hoch in die Luft. Das erste Feuer wurde mit Schreien des Entzückens begrüßt. Die Jungen und Mädchen tanzten um die Flammen herum, die zuschauenden Eltern konnten nur die Köpfe schütteln.

Sie kannten ihre Sprößlinge nicht mehr wieder. Das alles interessierte uns nur am Rande. Für uns allein war wichtig, mit Carrie Blake zu sprechen. Da wir nicht wußten, wie sie aussah und wo sie sich aufhalten konnte, holten wir uns einen jungen Mann, der Reisig anschleppte. Ihn fragten wir nach Carrie.

»Die habe ich mit den anderen am Kreis gesehen.«

»Was ist der Kreis?«

»Da gibt es was zu trinken. Ihn haben die Eltern eingerichtet. Sie bezahlen auch.«

Wir fanden den Kreis. Es war eine Bude. Sie stand ein wenig

abseits, war dennoch gut zu erkennen, denn um sie herum schaukelten bunte Glühbirnen im Wind.

Viel war dort nicht los. Der Betrieb würde erst später einsetzen. Uns fiel eine Gruppe von fünf jungen Leuten auf. Zwei waren Mädchen, drei junge Männer.

Völlig normal schlenderten Glenda und ich näher, wurden auch kaum beachtet, sahen, daß eine ältere Person - mit älter meine ich die Jahre über Zwanzig - zur Gruppe trat und mit einem Hallo begrüßt wurde. Ich vernahm den Namen der Frau.

Man sprach von einer Miß Graves.

Diese Lehrerin konnte man als attraktiv bezeichnen. Sie war ebenso dunkelhaarig wie Glenda, trug lässige Kleidung und hatte sich über ihren Pullover eine weit geschnittene Blousonjacke gehängt. Ich hätte ihrer Unterhaltung gern zugehört, doch die Zeit drängte. Wenn ich in diesem Fall, der ja noch kein richtiger war, weiterkommen wollte, mußte ich mit Carrie Blake reden.

Ich fragte nach ihr.

Die Gespräche verstummten sofort. Sechs Augenpaare richteten sich auf uns.

»Ja, ich bin Carrie«, erklärte ein junges Mädchen gedehnt, warf mit einer lässigen Kopfbewegung ein paar Haarsträhnen zurück stellte ihr Glas ab und kam lächelnd auf mich zu.

»Wir sind Bekannte Ihres Vaters, Miß Carrie, und hätten Sie gern einmal gesprochen.«

»Bitte.« Sie nickte. »Reden Sie!«

»Unter vier Augen.«

Carrie runzelte die Stirn »Meinetwegen, wenn es nicht zu lange dauert. Aber gesehen habe sich Sie noch nicht.«

»Wir kommen auch aus London.«

»Ach so.«

Ein paar Schritte entfernt blieben wir stehen. Carrie verschränkte

die Arme vor der Brust und nickte uns aufmunternd zu. »Es sind zwar keine vier Augen, dennoch, was möchten Sie wissen?«

Ich fiel mit der Tür ins Haus. »Es geht um den Brief!«

Trotz der mäßigen Lichtverhältnisse sah ich es in ihren Augen aufblitzen. Sie wußte genau Bescheid, wenn sie auch so tat, als sei ihr alles fremd.

»Welchen Brief meinen Sie?«

»Den Sie bekommen haben.«

»Wissen Sie, Mister«, sagte sie lachend, »ich bekomme viele Briefe. Schreiben ist wieder ›in‹.«

»Auch Morddrohungen?«

Carrie spitzte die Lippen. Leicht verengten sich ihre Augen, so daß sie mich aus Sicheln anschaute. »Wie meinen Sie das denn?« erkundigte sie sich leise.

»Ihr Vater hat mir von dem Brief berichtet.«

»Und was geht Sie das an?«

Mit dieser Frage hatte sie schon nicht abgestritten, daß der Brief existierte. Ein kleiner Pluspunkt für mich. »Miß Carrie, ich möchte Ihnen reinen Wein einschenken. Unser Besuch ist zur Hälfte privat. Andererseits bin ich Polizist. Als solcher nehme ich die Drohung sehr ernst. Ich habe auch eine Kopie gelesen. Nach einem Scherz sah mir das alles wirklich nicht aus.«

»Wer sollte denn ein Interesse daran haben, mich umzubringen?« fragte sie.

»Das will ich von Ihnen wissen.«

»Ich weiß es nicht.« Ihr Gesicht verschloß sich. Die Antwort klang verstockt.

»Carrie«, sagte ich eindringlich. »Da ist doch was.«

»Nein! Hören Sie auf, Mister...«

»Sinclair. John Sinclair. Neben mir steht Glenda Perkins. Aber kommen wir wieder zum Thema. Sie können mir nichts vormachen,

Miß Carrie. Da ist irgend etwas. Ich brauchen Sie nur anzuschauen. Sie und Ihre Freunde machen auf mich einen völlig anderen Eindruck als die übrigen Schüler hier. Sie hocken ziemlich dicht beisammen, lustig sind Sie auch nicht. Das Fest streicht zwar nicht an Ihnen vorbei, aber Sie beobachten es mit besonderer Spannung. Habe ich recht?«

Von Carrie bekam ich keine Antwort. Glenda stand mir bei. »Es ist besser, wenn Sie reden, Miß Carrie.«

»Ich habe nichts zu sagen.«

Ich schoß den Versuchsballon ab. »Was sagen denn die anderen zu den Briefen?«

»Sie sind natürlich auch...« Laut saugte sie die Luft ein und blickte mich an. Jetzt hatte sie sich verraten.

Ich nickte. »Ihre Freunde ebenfalls, nicht wahr?«

»Ich habe nichts gesagt.« Carrie war wütend auf sich selbst, wollte auch verschwinden, doch dagegen hatte ich etwas und hielt sie an der Schulter zurück.

»Bleiben Sie noch!«

Sie blieb tatsächlich stehen. Die Hände hatte sie zu Fäusten geballt, und sie schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über sie gegossen. Langsam drehte sie sich um.

Wir schauten uns an. »Es haben also auch Ihre Freunde die Briefe bekommen.«

»Ja, Mister.«

»Wie viele Briefe sind verschickt worden?«

»Sechs.«

»Mit demselben Wortlaut?« Carrie nickte.

»Und welchen Grund gibt es dafür, Morddrohungen an Sie alle abzuschieken?«

»Keine Ahnung.«

Die Antwort floß zwar glatt über ihre Lippen, dennoch wußte ich,

daß Carrie gelogen hatte. Was immer auch geschieht. Für jede Tat existiert ein Motiv, und hier war es sicherlich nicht anders. Aber Carrie wollte nicht mit der Sprache herausrücken, und zwingen konnte ich sie schließlich nicht.

»Sie machen sich aber Gedanken«, fuhr ich fort. »Ein wenig.«

Ich ließ meinen Blick über die Gestalten gleiten. Leider zählte ich nur vier. Mit Carrie waren es fünf. Fehlt der oder die sechste, wenn ich die Lehrerin nicht hinzurechnete.

Wo steckte also Nummer sechs?

»Wer fehlt denn noch?« wollte ich von Carrie wissen.

»Ronny Wilder.«

»Und wo ist er?«

»Kein Ahnung. Vielleicht auf seinem Zimmer. Er wollte sich noch duschen oder umziehen.«

Glenda legte mir ihre schlanke Hand auf die Schulter. »Ich finde, John, daß wir einmal nachschauen sollten.«

Carrie hatte die Worte verstanden. »Meinen Sie denn, daß etwas passiert ist?«

»Nein«, wiegelte ich ab. »Dennoch - sicher ist sicher. Wo befindet sich das Zimmer?«

»Im anderen Trakt.«

»Beschreiben Sie mir den Weg.«

Das tat Carrie. Sie gab mir präzise Angaben, mit denen ich etwas anfangen konnte.

Ich bedankte mich bei ihr und bat sie, nichts von unserer Unterhaltung bei ihren Mitschülern verlauten zu lassen.

»Schon in meinem eigenen Interesse werde ich nichts sagen. Die anderen wissen nämlich nicht, daß mein Vater den Brief kennt. Sie können sich auf mich verlassen.«

Nach diesen Worten drehte sie sich um und ging davon. Sehr nachdenklich schaute ich ihr hinterher. »Um diese sechs Personen

gibt es ein Geheimnis, Glenda, darauf kannst du dich verlassen.«

»Das stimmt.«

»Und ich kriege es raus«, erklärte ich ihr, machte kehrt und ging dorthin, wo der Eingang der Schule lag. Ronny Wilder interessierte mich plötzlich...

Ronny hatte den Schock seines Lebens bekommen!

Er starrte auf die Maske und sah, daß sie auf einem Kopf saß, der zu einem Kinderkörper gehörte.

Er sah aber auch noch mehr.

Das Messer!

Lang spitz und breit war die blanke Klinge. Das Kind hatte den Arm erhoben, so daß sich die Klinge genau in der Maskenmitte befand und rechts und links von ihr die schaurigen Augenhöhlen glossen. Wilder brauchte Sekunden, um die neue Situation zu erfassen. Sein Gesicht wirkte wie eingefroren, er stand da, rührte sich nicht und starrte nur auf die schaurige Gestalt mit der Halloween-Maske, die sogar auf den Kopf paßte.

Ein Kind trug sie.

Angela!

Blitzartig kam ihm der Gedanke, und er entdeckte in den Augen- und Mundhöhlen das glosende Licht, wobei ihm plötzlich die Stimme entgegenwehte, die so dünn und trotzdem schaurig klang.

»Halloween! Heute ist Halloween der Tag der Abrechnung mein Kleiner...«

Eisige Finger schienen über den Rücken des Schülers zu fahren. Er hatte sich verkrampft, den Mund weit aufgerissen und mußte mit ansehen, wie sich das Kind bewegte.

»Ich komme«, hörte er die Stimme. »Angela kommt aus dem Totenreich zurück, um sich zu rächen...«

Erst jetzt gelang es Ronny, ein Wort hervorzubringen. Es war ein

hastiges »Nein«, denn zu mehr war er einfach nicht fähig. Er würgte das Wort hervor, ohne die schaurige Gestalt aus den Augen zu lassen, die sich im Schrank versteckt hatte und nun langsam hervorkam. Singend...

»Heute ist Halloween... blutiger Halloween. Ich komme, um Rache zu nehmen. Du bist der erste. Hast du nicht damals die Maske getragen?«

»Angela, ich...«

»Du kennst mich?«

»Ja, ich...«

Angela schüttelte den Kopf, und die Maske bewegte sich mit. Ronny Wilder starrte sie an. Er fand, daß sie überhaupt nicht fremd auf dem Schädel wirkte, sie schien einfach dazuzugehören. Und es war die Maske, die sie vor sechs Jahren gehabt hatten. Ronny erkannte sie. Er erinnerte sich auch, daß sie damals plötzlich verschwunden gewesen war.

Und jetzt sah er sie wieder.

Bei Angela, einer Toten!

»Du kannst nicht mehr leben«, flüsterte er. »Das geht nicht. Du bist tot. Ich selbst war bei deiner Beerdigung. Ich mußte hin, dabei wollte ich nicht...«

»Ich weiß, Ronny, ich weiß alles. Und deshalb werde ich dich auch töten...«

Der Schüler lachte irr. »Töten? Du willst mich töten? Das kannst du nicht!« Er streckte die Hand aus. »Du bist ja selbst tot. Und eine Tote kann nicht morden.«

»Ich lebe.«

Ronny schüttelte den Kopf. Aus seinem noch offenstehenden Mund schnellte die Zunge, und er achtete in den nächsten Augenblicken nicht darauf, was Angela tat. Sie trat aus dem Schrank.

Und plötzlich bewegte sich der rechte Arm mit dem Messer. Es

geschah nicht fließend, sondern ruckartig wobei die Klinge von oben nach unten fuhr.

Unter der Dusche hatte Ronny Wilder an den Film »Psycho« gedacht. Jetzt erlebte er den Terror. Es war fast die gleiche Szene, denn der Kinderarm mit dem Messer fuhr von oben nach unten Immer wieder.

Die ersten Stiche spürte Ronny noch. Nie erlebte Schmerzen wühlten in seinem Körper. Ein Schleier legte sich vor seine Augen, und durch den Schleier sah er das Blitzen der Messerklinge. Auf und nieder...

Es war furchtbar.

Ronny brach zusammen.

Ein letzter grauenhafter Schmerz durchzuckte ihn, dann umfing ihn das schon gnädige Dunkel des Todes.

In der Filmszene war das Blut in den Ablauf gelaufen Hier existierte so etwas nicht...

Angela blieb geduckt stehen. Das Licht in den Öffnungen der Maske schien sich noch verstärkt zu haben, und es glühte weiterhin unheimlich und gespenstisch.

Sie starrte auf den Toten.

Sekundenlang bis ein hohles Lachen unter der Maske aufklang und seinen Weg durch die Mundöffnung fand.

»Halloween«, sang sie. »Halloween, die Nacht des Schreckens. Den ersten hat es erwischt.« Sie freute sich diebisch und schaute auf die blutige Klinge. »Ich räche mich, jeder kommt an die Reihe. Du warst der erste.«

Dann bückte sie sich, packte mit der freien Hand das linke Gelenk des Jungen und hob den Arm an.

Sie benutzte ihn als einen Hebel, als sie sich der Tür näherte, um das Zimmer zu verlassen. Den Toten schleifte sie hinter sich her. Es war erstaunlich, welch eine Kraft dieses Kind besaß, aber es war

auch nicht mit normalen Maßstäben zu messen. In diesem Körper steckte eine höllische Kraft.

Angela schleifte den Toten hinter sich her und auch über die Türschwelle. Sie verschwand wie ein Spuk. Nur einmal noch war ihre dünne Stimme zu hören.

Sie schwang geisterhaft durch den Flur.

»Halloween - heute ist Halloween...«

Ich wußte die Zimmernummer nicht, aber wir fanden eine Tür, die nicht geschlossen war.

Dort schauten wir zuerst durch und blieben, wie vom Schlag getroffen, auf der Schwelle stehen.

Ein furchtbarer Anblick bot sich unseren Augen.

Neben mir schluchzte Glenda Perkins auf. Ich merkte, wie sie sich an mich klammerte und mit kaum zu verstehenden Worten flüsterte:

»John, das ist ja grauenhaft...«

Glenda hatte recht. Es war unbeschreiblich. Zwar sahen wir keinen Toten, dafür etwas anderes.

Blut!

Der Killer mußte gewütet haben, und wir entdeckten auch eine Spur, die in den Flur führte, dort ein Stück weiterverfolgt werden konnte und sich dann verlief.

Ich drückte Glenda zurück und schloß die Tür. Leichenblaß lehnte sich meine Sekretärin gegen die Wand. Ihre Augen hatte sie weit aufgerissen, die Lippen zitterten, und auf ihrer Stirn sah ich den Schweiß. Die Haut am Hals bewegte sich, als sie schluckte. Der unsichtbare Kloß schien vom Magen her in die Kehle zu steigen.

»Bleib du hier stehen«, wies ich sie an.

»Und du?«

»Ich schaue mich um.« Während dieser Worte holte ich meine mit Silberkugeln geladene Beretta hervor. Wir befanden uns allein im

Gang und hatten keine Zeugen.

Ich stellte mir natürlich die Frage, wer für diese Tat verantwortlich war. Auf dämonische Einflüsse deutete eigentlich nichts hin. Das konnte ein Mensch, ein grausamer Killer gewesen sein, der überhaupt kein Gefühl mehr besaß.

Meiner Ansicht nach schien es darauf hinauszulaufen Ich dachte an den Brief und an eine alte Rache. Ferner wollte ich auch keine Rücksicht mehr auf Carrie Blake nehmen. Sie mußte einfach sagen, was geschehen war und welche Schuld sie und die fünf anderen in der Vergangenheit auf sich geladen hatten.

All diese Pläne lagen klar umrissen vor mir. Zunächst durchsuchte ich die einzelnen Zimmer. Die meisten waren offen, die Räume dahinter völlig leer. Ein paar verschlossene Türen fand ich ebenfalls, sah aber keine Spuren, die der Killer oder sein Opfer hinterlassen haben könnten, deshalb glaubte ich nicht daran, daß er sich noch in der Nähe aufhielt. Glenda schaute mir zu. Sie war nicht an der Wand stehengeblieben, sondern folgte mir.

Nachdem ich alle Türen überprüft hatte, blieb ich nahe der Treppe stehen und hob die Schultern, wobei ich in das kalkblasse Gesicht meiner Sekretärin blickte.

»Sollen wir noch woanders suchen?« fragte sie.

Dagegen hatte ich etwas. »Ich glaube, daß wir es uns sparen können. Es würde nur zu einer unnötigen Zeitverschwendung führen.«

»Richtig, John. Aber was hast du dann vor?«

»Wir können davon ausgehen, daß es nur noch fünf Schüler sind, die auf der Liste des Killers stehen, und diese fünf müssen wir warnen. Sie dürfen sich unter keinen Umständen voneinander entfernen, sonst würden sie dem Mörder nur in die Arme laufen.«

»Keine Polizei?«

»Nein, es käme zu einer Panik. Zudem könnte sich der Killer

zurückziehen und seine Rache verschieben. Ich hoffe, daß die jungen Leute mitspielen.«

»Wenn ich irgendwie helfen kann, John...«

»Sicher, Glenda, kannst du mir helfen. Du mußt die übrigen mit im Auge behalten und mich unterstützen.«

»Unter Umständen könnte man auch mit der Lehrerin reden. Miß Graves schien mir einen sehr vernünftigen Eindruck zu machen, meine ich jedenfalls.«

»Die Idee ist nicht schlecht«, gab ich zu. »Das kannst du vielleicht übernehmen. Jetzt komm aber!«

So rasch wie möglich eilten wir die Stufen hinab. Die untere Etage des alten Schlosses war lärmefüllt. Schreie hallten durch die langen Gänge. Fackeln brannten, wurden von Schülern gehalten, die sich schreckliche Masken über die Köpfe gestülpt hatten, und ein Wort war stets allgegenwärtig.

Halloween!

Für die Kinder und auch manche Erwachsene ein freudiges Fest. Für uns war es jetzt schon ein blutiger Halloween.

Draußen loderten die Feuer. Der Wind fuhr in die Flammen und fachte sie noch mehr an, so daß sie zu gewaltigen, lodernden Lanzen wurden, deren zuckendes Licht- und Schattenspiel den Himmel erreichen wollte. Kinder und Erwachsene amüsierten sich.

Ich hätte mich gern in den Trubel gestürzt und nicht einen unheimlichen Killer gesucht.

Hin und wieder warf ich Glenda einen Blick von der Seite zu. Sie hatte den Schock noch nicht verdaut. Ich sah es am Spiel ihrer Gesichtsmuskeln unter der Haut.

Der runde Stand hatte in der Zwischenzeit bereits zahlreiche Menschen angezogen. Sie umlagerten ihn und harten ihren Spaß. Zumeist tranken sie wegen der allmählich herbeikriechenden Kühle Glühwein. Die Leute scherzten und lachten.

»Wo sind die Schüler?« Glenda war stehengeblieben und reckte ihren Kopf. Entdecken konnte sie keinen, und mir erging es nicht anders. Von den Schülern sah ich nicht die geringste Spur.

Ich blieb stehen und preßte die Lippen zusammen. Ein verflucht unangenehmes Gefühl breitete sich in meinem Innern aus. Ein gewisser Verdacht bekam immer mehr Nahrung.

Einmal erwischte ich einen Blick auf Edward Blake. Auch er sah mich und winkte leutselig.

Meine Handbewegung machte ihm klar, daß ich momentan keine Unterhaltung wünschte.

Glenda hatte die Lehrerin entdeckt. Mit ihr im Schlepptau kam sie zu mir.

»Miß Graves kann uns vielleicht Auskünfte geben«, sagte sie und ignorierte die verwunderten Blicke der Frau.

»Worum geht es denn eigentlich?« fragte sie schließlich.

»Um Ihre fünf Schüler, die mit Ihnen zusammenstanden. Sie unterrichten doch in der Klasse - oder?«

»Natürlich.«

»Ich hätte von Ihnen gern gewußt, wo sie sind.«

Miß Graves lächelte. »Das kann ich Ihnen nicht sagen, Mister. Die fünf sind ja schließlich keine kleinen Kinder mehr. Und ich sehe mich auch nicht als ihre Aufsichtsperson an.«

Mein Verdacht war zur Gewißheit geworden. Ich konnte nicht vermeiden, daß ich blaß wurde. »Haben Sie etwas, Mister?«

»Ja, ich brauche die fünf.«

»Aber weswegen? Was haben Sie mit den jungen Leuten zu tun? Das verstehe ich nicht.« Sie schüttelte den Kopf. »Wer sind Sie überhaupt?«

»Mein Name ist John Sinclair. Ich komme aus London Ebenso wie meine Begleiterin, Miß Perkins.«

»Sind Verwandte von Ihnen hier?«

»Nein, Miß Graves. Ich möchte nur wissen, wo die fünf sind.«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Sie waren kaum weg, da verließen auch die Schüler den Stand.«

»Haben sie nichts angedeutet?« Die Lehrerin schüttelte den Kopf.

Das sah verflüxt schlecht aus. Wenn sie zusammenblieben, hatten sie vielleicht eine gute Chance. Trennten sie sich, war es leicht, dem Killer in die Arme zu laufen.

Wo sollten wir suchen?

Caroline Graves merkte, daß etwas in mir vorging. Sie wollte wissen, welches Interesse ich an den Schülern hatte, doch eine genaue Auskunft konnte ich ihr nicht geben. Ich wollte mein Inkognito auf keinen Fall lüften.

Zum Schluß sagte sie: »Sie reden, als wären Sie ein Polizist, Mr. Sinclair.«

»Möglich.«

In ihren Augen blitzte es für einen Moment, und sie trat einen halben Schritt zurück. »Stimmt das vielleicht?«

Ich winkte ab. »Lassen wir es dabei.«

Sie hob die Schultern und schaute auf die Uhr. »Mein Gott, ich muß ja in die Aula. Das Fest wird beginnen.«

»Welches Fest?«

»Es soll gewissermaßen den Abschluß bilden, das ist alles. Eigentlich nichts Besonderes, die Nacht wird dann mit einem Feuerwerk enden. Wenn Sie mich entschuldigen wollen...«

»Natürlich.«

Wir standen für einen Moment da wie die begossenen Pudel. Glenda sprach das aus, was ich dachte. »Jetzt ist guter Rat teuer.«

»Ob wir Blake mit einschalten?« Ich hatte laut gedacht.

»Das mußt du wissen.«

»Nein.« Ich entschied mich dagegen. »Vielleicht später. Wir wollen erst zusehen, daß wir die fünf finden.«

»Und den Killer?«

»Den natürlich auch.«

Noch ahnten wir beide nicht, welche Schrecken die nahe Zukunft für uns bereithielt...

Null Bock!

Ein Ausdruck, der sich allmählich herumgesprochen hatte und auch bei den fünf Schülern nicht unbekannt geblieben war. Keiner von ihnen hatte noch große Lust, am Stand zu bleiben.

Zudem wurde Carrie mit Fragen bestürmt, wer dieser blondhaarige Typ mit der Frau gewesen war. »Ein Bekannter meines Vaters.«

»Und was hat er dir so Wichtiges zu erzählen gehabt?« wollte Julie Jackson wissen.

»Nichts von Bedeutung.«

»Er hat es aber sehr spannend gemacht«, sagte Rusty Keene. »War eben privat.«

»Sollten wir uns auch umziehen?« fragte Jack Mitchum. »Oder was machen wir jetzt?«

Niemand hatte einen Vorschlag, bis Paul Frye fragte: »Sagt mal, wo steckt eigentlich Ronny?«

Das war der springende Punkt. Keiner konnte Paul eine Antwort geben. Die fünf starrten sich an, als hätten sie sich eben erst kennengelernt.

»Keine Ahnung«, sagte Carrie.

»Wir könnten ihn suchen«, schlug Jack Mitchum vor. Er schaute in die Runde. »Wer ist dafür?« Keiner meldete sich.

»Was hätte es auch für einen Grund geben sollen?« fragte Paul Frye.

»Ronny ist alt genug. Außerdem körperlich ein As. Er kann sich seiner Haut wehren. Und überhaupt. Wenn mal früher einer von uns verschwunden war, haben die anderen ihn dann gesucht?«

Rusty Keene schob seinen Kaugummi auf die andere Seite. »Jetzt haben wir aber andere Verhältnisse«, sagte er mit leiser Stimme. »Daran solltet ihr denken.«

»Glaubst du an die Briefe?«

Julie hatte gefragt. Sie schaute Rusty ängstlich an. Ihr Gesicht schien noch blasser geworden zu sein. »Vielleicht.«

Carrie Blake mischte sich ein. »Okay, wir suchen ihn. Auf seinem Zimmer ist er jedenfalls nicht.«

»Woher willst du das wissen?« fragte Julie. »Ich habe kein Licht gesehen, und Ronny wird wohl nicht im Dunkeln auf seinem Bett hocken.«

»Das stimmt.«

»Es ist wohl am besten, wir trennen uns«, schlug Paul Frye vor. »Wir bilden drei Gruppen.«

»Und sind nur fünf Personen«, sagte Rusty.

»Okay, dann gehe ich eben allein. Hat irgend jemand etwas dagegen?« erkundigte er sich.

Niemand hatte etwas.

Sie bildeten die Gruppen. Rusty Keene und Carrie Blake blieben zusammen.

Außerdem Julie Jackson und Jack Mitchum. Paul Frye wollte seinen Weg allein suchen.

Sie sprachen darüber, wer sich was vornehmen sollte. Auf jeden Fall wollten sie nicht im Schulgelände suchen, sondern in dem die Burg umgebenden Gelände.

Die Jungen und Mädchen kannten sich aus. Lange brauchten sie nicht zu reden.

Paul Frye wollte die anderen allerdings noch warnen. Er deutete in die Runde und meinte: »Hier haben wir es gut, denn der Nebel wird vom Feuer vertrieben. Im Wald werden wir mit ihm zu tun bekommen.«

»Keine Angst.« Jack Mitchum winkte ab.

»Und denkt an die Tümpel!« sagte Paul Frye noch.

Es war der letzte Satz. Dann trennten sich die fünf Schüler. Da am Stand ziemlich viel Betrieb herrschte, fiel es kaum einem auf, daß sie auseinander gingen.

Nur der Lehrerin Caroline Graves.

Mit gerunzelter Stirn und zusammengezogenen Augenbrauen starrte sie hinter ihnen her...

Als ich einen Mann im grauen Kittel sah, kam mir eine Idee. Ich stoppte so rasch, daß Glenda fast gegen mich gelaufen wäre, denn sie war hinter mir gegangen.

»Was ist denn?« fragte sie leicht unwillig.

Eine Antwort bekam sie nicht, denn ich winkte dem Mann im grauen Kittel zu. Der sah mein Zeichen, stoppte und kam zu mir. Sein gerötetes Gesicht zeigte mir, daß er in Eile war. Ich wollte ihn auch nicht länger als nötig aufhalten.

»Sind Sie der Hausmeister?«

»Ja.«

»Ich suche den Keller.«

»Und was wollen Sie da?«

»Mr. Fleet hat mich gebeten, etwas zu holen.« Ich hoffte, daß die Notlüge reichte.

Er wollte noch eine Gegenfrage stellen, doch da rief bereits jemand nach ihm, und er deutete mit dem Daumen nur über die Schulter. Die Geste besagte, daß ich die Treppe nach unten gehen mußte.

»Was willst du denn im Keller?« fragte mich Glenda.

»Wo kann sich ein Mörder besser verstecken?«

»Das stimmt, aber...« Glenda nagte an der Lippe. »Wenn er nicht im Keller lauert, sondern woanders zuschlägt. Draußen vielleicht...«

Ich hob die Schultern. »Dafür habe ich dich.«

Glenda lächelte, dann erschrak sie. Sie wollte etwas sagen, ich kam ihr zuvor.

»Du sollst nur hier oben bleiben, Glenda. Außerdem wird der Killer von dir nichts wollen. Du hast schließlich keinen Brief bekommen. Wenn er tötet, dann die Schüler.«

»Ich weiß nicht, ob das so richtig ist. Okay, ich bleibe hier.«

Ich warf einen Blick auf meine Uhr. »Machen wir eine Zeit aus. Wenn ich in einer halben Stunde nicht zurück sein sollte, suchst du dir jemand, der mit dir den Keller durchkämmt.«

»Und wer sollte das sein?«

»Vielleicht Edward Blake oder der Chef der Schule.«

»Begeistert bin ich davon nicht.«

»Brauchst du auch nicht zu sein, Glenda. Denn ich bin früher wieder zurück.«

»Viel Glück!« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und drückte ihre Lippen gegen meine Wange. Für einen Moment spürte ich die Wärme, dann drehte ich mich um und ging.

Der untere Flur war beleuchtet. Und nicht nur er. Auch im Keller brannte das Deckenlicht. Es fiel auf die breiten Steinstufen, wo es als schimmernde Flecken reflektiert wurde.

Das Internat war tatsächlich zu einem Open House umfunktioniert worden, denn ich befand mich nicht allein in den weitverzweigten unterirdischen Räumen, sondern hörte zahlreiche Stimmen. Die Schüler hielten sich hier ebenfalls auf. Ein halbes Dutzend von ihnen schleppte eine übergroße Strohpuppe auf die Treppe zu und schleifte sie nach oben.

»Der Halloween-Geist wird brennen«, versprachen sie und begannen, laut zu lachen.

Ich hielt mich an einer schattigen Stelle versteckt, denn die Schüler brauchten mich nicht unbedingt zu sehen. Nachdem sie vorbeigegangen waren, verließ ich meine Deckung.

Die Ruhe kam mir jetzt ungewöhnlich vor. Ich drückte mich ein wenig in den Gang hinein und schielte die Stufen der Treppe hoch. Kein Schatten war dort zu sehen, keine menschlichen Umrisse, nur die glänzenden Lichtflecken.

Ich kannte Burgen, die waren wegen ihrer Lage nicht völlig unterkellert. Auf dieses Phänomen konnte ich hier nicht hoffen. Der Keller unter dem Internat war gewaltig. Die Räume wohl kaum zu zählen. Alles war groß angelegt, wurde von Säulen »aufgelockert«, die auch die Decken trugen und miteinander durch hochgeschwungene Rundbögen verbunden waren.

Das normale Licht in diesem gewaltigen Keller wirkte sogar störend. Am besten hätten Fackeln dazu gepaßt. Die nötigen Halterungen steckten in den blanken Wänden.

Ich drang tiefer in den Keller ein. Die Hälfte der Zeit war bereits verstrichen, und eine Spur von dem Mörder zeigte sich nicht. Sehr genau suchte ich den Boden ab, doch ich entdeckte nichts. Dann marschierte ich durch einen breiten Gang der vor einer Mauer endete. Sie war aus Ziegelsteinen errichtet und längst nicht so alt wie das Schloß.

Weshalb hatte man das gemacht? Zudem hatte ich noch nicht die gesamte Grundfläche des Baus durchwandert. Hatte jemand hier bewußt den Keller geteilt?

Wenn ja, mußte er einen Grund gehabt haben.

Die Wand interessierte mich, deshalb untersuchte ich sie. In dieser Ecke versickerte auch das Licht. Zudem waren keine neuen Lampen installiert worden, und so verließ ich mich auf meine kleine Bleistiftleuchte und suchte mit ihrem Strahl den Boden ab.

Spuren sah ich nicht. Dafür lag der Staub ziemlich hoch. Ein Zeichen, daß sich hierhin kaum jemand verirrt. Auch eignete sich der Teil des Kellers nicht als Lagerraum.

Je dunkler es wurde, um so mehr hatte ich das Gefühl, als würde

sich die hohe Decke senken. Ich sah auch keine Säulen mehr, die sie abstützten, die Welt um mich herum war eine andere geworden. Dann wurden meine Augen groß.

Fußspuren waren mir aufgefallen. Der dünne Lampenschein zielte haargenau auf sie, und die Abbildungen im Staub konnte man als überdeutlich bezeichnen. Es war noch nichts über die Spuren geweht worden. Für mich ein Beweis, daß jemand erst vor kurzer Zeit hier entlanggegangen war. Die Spuren verdoppelten sich. Einmal konnte man sie von der Größe her als normal bezeichnen, zum anderen waren sie kleiner, und sie führten in den Keller hinein, während die anderen auf die Wand zugingen, sich gleichwohl in gegensätzlicher Richtung mit den kleineren vermischten.

Noch rätselte ich, bis ich die Tür sah. Grau, häßlich, unansehnlich, aber nicht verschlossen. Absichtlich nicht verschlossen? Ich dachte an die Blutspuren oben im Zimmer und daran, daß ich keine Leiche gesehen hatte. Der Killer konnte sie versteckt haben. Ein Keller eignet sich immer dafür.

Mit dem Ellbogen drückte ich die Tür auf. Sie knarrte nicht einmal, sondern glitt leicht nach innen.

Über die Schwelle trat ich noch nicht. Meinen Arm drehte ich, der Lampenstrahl stach wie ein dünner, heller Finger in einen schmalen Gang wurde gesenkt und huschte über den Boden, wo mir sofort die gleichen Fußspuren auffielen.

Daher kamen sie also.

Ich atmete tief die muffige Luft ein, spürte den Staub auf meiner Zunge und bewegte mich so leise wie möglich weiter. Dabei verlagerte ich mein Gewicht auf die Zehenspitzen.

Eine unheimliche Atmosphäre zog mich in ihren Bann denn hier standen die Kellerwände dichter beieinander, und die Decke war niedriger. Der Gang endete vor einer zweiten Tür. Es gab keine Nischen, keine Lücken in den Wänden, so daß ich die zweite Tür

unbesorgt erreichen konnte. Auch hier hatte ich Glück denn ich fand sie offen. Vorsichtig schob ich mich über die Schwelle und hielt die Hand mit der Lampe vom Körper ab. So wollte ich wenigstens kein genaues Ziel bieten.

Der Raum vor mir war das klassische Verlies. Duster, eng muffig. Es roch nach Tod und Verwesung.

Und es war nicht leer.

Im Schein der Lampe sah ich den offenen Sarg!

Für einen Moment stand ich unbeweglich. Etwas kroch kalt meinen Nacken hinab, während ich auf den Sarg schaute und silbrige Fäden im Licht meiner kleinen Lampe zitterten.

Das waren Spinnweben, die von der Decke hingen.

Der kleine Sarg war offen. Die fahlweiße Farbe ließ darauf schließen, daß es sich um einen Kindersarg handelte. Nur - was hatte er in diesem Verlies zu suchen? Da kam ich nicht mit. Die Spuren jedoch wiesen darauf hin, daß jemand den Sarg verlassen haben mußte. Vielleicht gelang es mir, einen Hinweis oder die Person zu finden, wenn ich den Sarg genauer untersuchte, deshalb trat ich dicht an ihn heran, bückte mich und beleuchtete die Unterlage, auf dem die Leiche gelegen hatte.

Sie war weich, weiß, zeigte aber stockige Flecken. Ein Beweis, daß sie lange in der Totenkiste gelegen hatte.

Es gab keine Spuren. Nicht ein Tropfen Blut stach mir ins Auge, so sehr ich auch suchte.

Dafür hörte ich etwas!

Schritte!

Und die genau hinter mir.

Mit der kleinen Lampe in der Hand flirrte ich herum, war verdammt schnell, doch mein Unbekannter Gegner war flinker. Der Strahl huschte noch wie ein Blitz durch die Luft, als ich bereits den Knall hörte, mit dem die Tür zufiel.

Und dann drehte sich von außen zweimal ein Schlüssel im Schloß. Er wurde herausgezogen, als ich vor der Tür stand und sich rasch entfernende Schritte vernahm.

Es gab keinen Zweifel mehr.

Ich war gefangen!

Obwohl es Paul Frye vor den anderen nicht zugegeben hatte, fürchtete er sich davor, so mutterseelenallein die unmittelbare und waldreiche Umgebung des Internats zu durchsuchen. Der Vorschlag war von ihm gekommen, er hatte keinen Rückzieher machen können, also tauchte er ein in das Verwirrspiel aus Licht und Scharfen, das er bald hinter sich gelassen hatte. Auch die Stimmen wurden allmählich leiser. Der Wald hatte Frye geschluckt.

Eine andere Umgebung eine andere Welt. Sie lag ein wenig abseits der Fahrstraße zum Internat und hatte durch den treibenden Dunstschleier ein anderes Leben bekommen.

Schon öfter war Paul Frye abends in den Wald spaziert. Es hatte ihm überhaupt nichts ausgemacht. Weder die alten, hohen Bäume mit ihren krallenartigen Ästen und Zweigen noch der Nebel, der meist hüfthoch über den Boden kroch.

An diesem Abend war alles anders. Er mußte immer an den Brief denken und auch an Ronny, der verschwunden war.

Hatte der Killer ihn erwischt?

Paul durfte nicht daran denken. Wenn er das tat, drehte er noch durch, und er wollte wirklich nicht als Feigling dastehen, sondern sein Gebiet genau durchsuchen. Einmal vernahm er eine Mädchenstimme. Trotz des schalldämpfenden Nebels erkannte er die Stimme von Julie Jackson. Es war kein Schrei gewesen, Paul ging beruhigt weiter. Bisher hatte er sich am Waldrand aufgehalten. Dies änderte sich schnell, denn er mußte seinen Weg durch das Unterholz finden. Dumm war nur, daß sie alle keine Taschenlampen

mitgenommen hatten, der Entschluß war einfach zu plötzlich gekommen.

Paul vernahm die ersten Rufe.

»Ronny!« Das war Jack Mitchums Stimme.

Auch Julie Jackson rief.

Eine Antwort bekamen sie beide nicht. Paul wußte, daß die zwei links von ihm liefen, während sich Carrie Blake und Rusty Keene zur anderen Seite gewandt haben mußten.

Von ihnen hörte er nichts.

Die Zweige des Unterholzes wurden sperriger. Immer öfter mußte sich Paul bücken und das Zeug zur Seite biegen. Sie schlugen jedesmal wieder zurück wenn er sich den Weg verschafft hatte. Der Boden unter ihm war weich. Paul federte bei jedem Schritt. Manchmal raschelte auch Laub vom letzten Jahr unter seinen Sohlen. Einen Vorteil konnte er auf sein Konto verbuchen. Der Nebel war noch nicht so dicht, wie er angenommen hatte. Auch nicht so zusammengeballt. An einigen Stellen nur hing er zwischen den Ästen der Bäume wie zerrissene Fetzen alter Leinentücher. Irgendwann blieb Paul Frye stehen und schaute zurück. Er starrte hinein in die Dunkelheit, und über ihr sah er den matten Widerschein der hinter dem Schloß lodernden Feuer. Wenn er sich genau konzentrierte, drang auch mal ein schrilles Lachen zu ihm oder Fetzen von Musik. Ansonsten umgab ihn die Stille.

Paul Frye bewegte sich weiter voran. Er ging geduckt. Hin und wieder strich ein Rest Spinnwebgewebe über sein Gesicht und blieb dort kleben. Wenn ihn nicht alles täuschte, mußte er gleich den kleinen Teich erreicht haben, in dem sie vor Jahren immer Frösche und Kaulquappen gefangen hatten. Auch wimmelte es in dem Gewässer von Wasserflöhen. Für den Biologie-Unterricht war der Teich eine wahre Fundgrube. Zum normalen Boden-Niveau hin lag er tiefer. Seine Oberfläche war stets von einem grünen Algent Teppich bedeckt.

und nur an einigen Stellen frei. Auch in dieser Nacht hatte sich daran nichts geändert, denn als Paul den Rand der kleinen Böschung erreicht hatte und nach unten schaute, entdeckte er nur ein paar runde Stellen, wo das Wasser schimmerte. Der Teich war nicht tief. Das Wasser würde Paul bis zum Gürtel reichen, zudem hatte er keine Lust, dort nachzuschauen. Und Ronny würde bestimmt nicht dort liegen.

Paul bückte sich und schaute auf die Fläche. Nein, da war nichts zu sehen.

Er stellte sich wieder aufrecht, wollte den Teich umrunden, um gegenüber seinen Weg fortzusetzen, als er hinter sich das Knacken eines Zweiges vernahm.

Sofort fuhr er herum.

Der Schock erfaßte ihn wie ein elektrischer Stromstoß. Vor ihm in der Luft schwebte eine schreckliche Maske!

Glenda Perkins schaute auf die Uhr. Die halbe Stunde war längst überschritten, und sie begann sich allmählich Sorgen um John Sinclair zu machen.

Natürlich hätte sie längst in den Keller gehen können, John hatte es ihr schließlich gesagt, aber wie das so war, sie traute sich nicht und gab immer noch eine Minute hinzu.

Das Fest hatte sich nun restlos nach draußen verlagert. Es betrat kaum jemand noch die Schule, so daß sich Glenda in der großen Halle ziemlich allein vorkam.

Die Tür war nicht geschlossen worden. Glenda konnte den Lärm hören. Die Menschen waren fröhlich. Sie feierten, denn nach Halloween würde die dunkle Zeit beginnen.

Glendas Nervosität machte sich darin bemerkbar, daß sie nicht länger auf der Stelle stehenblieb, sondern anfang zu wandern. Sechs Schritte vor, sechs Schritte zurück. Wieder sechs Schritte vor -

und...

»Warten Sie hier auf jemand?«

Die Stimme sprach Glenda so überraschend an, daß die Sekretärin erschrak und Herzklopfen bekam. Ein leiser Schrei entfuhr ihr, als sie sich umdrehte und in Caroline Graves Gesicht schaute.

»Haben Sie mich erschreckt!« flüsterte Glenda.

»Sorry, das wollte ich nicht. Aber ich sah Sie so mutterseelenallein hier stehen und dachte mir...«

»Schon gut.«

Caroline Graves strich ihr Haar zurück und trat noch einen Schritt näher.

»Wirkt es zu aufdringlich, wenn ich Sie frage, auf wen Sie hier warten, Miß Perkins?«

»Auf keinen Fall. Ich bin hier mit John Sinclair verabredet.«

»Hat er sich abgesetzt?« Die Lehrerin lächelte.

»So kann man es nennen. Er ist in den Keller gegangen.«

Glenda wußte nicht, ob Caroline Graves nach dieser Antwort lächelte oder nicht, jedenfalls verzog sie das Gesicht und fragte: »Im Keller?«

»Ja.«

»Was macht er denn da?«

Glenda hob die Schultern. Sie wußte schließlich auch nicht genau, was der Geisterjäger dort wollte.

Die Lehrerin ließ sich mit dieser Antwort natürlich nicht abspeisen.

»Glenda, vielleicht kann ich Ihnen helfen. Wirklich, ich kenne mich aus.«

Glenda wußte nicht, wem sie alles vertrauen konnte. Aber sie glaubte einfach nicht, daß Caroline Graves der unheimliche Killer war. Da verließ sich Glenda einfach auf ihr Gefühl.

Sie berichtete, wie es zu allem gekommen war und auch, daß sie das Blut im Zimmer des Schülers entdeckt hatten.

Die Lehrerin hörte schweigend zu. Sie wurde immer blasser, ihre Augen weiteten sich. Der Schrecken stand in ihrem Gesicht, und ein paarmal schüttelte sie den Kopf.

»Unglaublich.«

»Ja, so hört es sich an. Dennoch ist es eine Tatsache.«

»Und Sie sind Polizisten?«

»Sogar von Scotland Yard.«

Caroline Graves lächelte. »Es ist mir eine Ehre, Scotland Yard zu helfen.«

»Wieso...?«

»Ich gehe natürlich mit Ihnen in den Keller, Glenda, und helfe Ihnen suchen.«

»Das kann ich nicht annehmen. Sie müssen bei den Schülern bleiben und auf sie aufpassen.«

Caroline lachte. »Die laufen mir schon nicht weg. Der Keller ist wichtiger. Es ist möglich, daß Ihr Mr. Sinclair den alten Keller entdeckt hat.«

»Welchen alten?«

»Er liegt hinter dem normalen. Man hat ihn abgetrennt, eine Mauer gezogen, die eine Tür besitzt. Wer durch sie geht, betritt den alten Keller. Die Schüler wissen davon und nennen ihn immer Spukverlies.«

»Ist es dort denn unheimlich?«

»Wenn jemand ängstlich ist, der kann sich schon sehr fürchten. Aber wir nicht.«

»Kann denn dort was passieren?«

Caroline hob die Schultern. »Auf jeden Fall ist der alte Teil nicht so übersichtlich wie der neue.«

Mit dieser Antwort mußte Glenda sich zufriedengeben, als sie hinter der Lehrerin herschritt und die Treppe hinabstieg. Sehr wohl fühlte sich die Sekretärin nicht. Sie dachte schon an einen Fehler,

denn sie hatte wirklich keine andere Person in den Fall hineinziehen wollen. Das wäre wohl nicht in John Sinclairs Interesse gewesen.

Andererseits war der Geisterjäger verschwunden, und Glenda mußte sich irgendwie helfen.

Caroline hatte die Treppe hinter sich gelassen und verschwand als erste in den unterirdischen Gewölben. Unheimlich war es nicht. Nur leer. Glenda wunderte sich, daß Licht brannte. So etwas war normalerweise in den alten Gemäuern nicht üblich.

Die Lehrerin war stehengeblieben und schüttelte den Kopf. »Ich höre ihn nicht.«

»Sie meinen Schritte?«

»Ja.«

»Ich könnte ihn rufen.«

»Bitte!«

Glenda rief den Namen des Geisterjägers. Sie strengte ihre Stimme nicht allzusehr an, sondern zischte mehr den Namen, aber sie bekam keine Antwort, was sie wunderte.

»Das verstehe ich nicht.«

»Vielleicht hat er den Keller schon verlassen«, meinte Caroline. »Sollen wir auch gehen?« Etwas Lauerndes lag in ihrer Stimme, das von Glenda überhört wurde.

Sie war sehr aufgeregt und sagte hastig: »Nein, nein, wir gehen natürlich nicht. Sie haben mir doch von diesem zweiten Keller erzählt. Wie ich John Sinclair kenne, wird er ihn nicht nur gefunden haben, sondern auch durchsucht haben.«

»Da können Sie recht haben. Warten Sie, Glenda, ich gehe vor!« Es war der Sekretärin nicht besonders recht, daß man ihr das Heft aus der Hand nahm, aber was sollte sie machen? Sie war hier fremd und mußte froh sein, wenn jemand sie unterstützte. Die beiden drangen tiefer in den Keller ein.

Glenda hörte Caroline flüstern. »Es macht mir richtig Spaß, hier

umherzuwandern. Das ist wie früher, wissen Sie. Als Kinder haben wir auch so gespielt.«

»Ich wäre lieber oben und würde feiern.«

»Das machen wir später. Und mich wird auch niemand in der Aula vermissen.«

»Wann beginnt denn die Feier?«

»In wenigen Minuten.«

»Und was soll es sein?«

»Ein kleines Essen und leichte Reden Dauert ungefähr eine Stunde oder etwas länger.«

»Oh, jetzt wird es aber dunkel.« Glenda wechselte das Thema.

»Mein lieber Schwan, direkt unheimlich.«

»Ja, wir nähern uns der Grenze.«

»Haben Sie eine Taschenlampe?« fragte Glenda.

»Tut mir leid. Wir könnten uns höchstens auf mein Feuerzeug verlassen. Moment.« Die Lehrerin stoppte ihren Schritt. In gebückter Haltung blieb sie stehen, und Glenda hörte schon bald das leise Schnacken. Dann zuckte die Flamme auf, wobei Glenda nicht nur die Wand sah, sondern auch eine Tür. Die Umrisse hoben sich nur schwach aus dem Mauerwerk ab und verschwanden völlig als die Flamme zusammenfiel.

»Haben Sie gesehen?« wisperte Caroline Graves.

»Ja.«

»Da müssen wir durch.«

»Besitzen Sie einen Schlüssel?« Glenda paßte ihre Stimme der herrschenden Atmosphäre an und senkte sie zu einem Flüstern.

Sie hörte das leise Lachen. »Vertrauen gegen Vertrauen, Glenda. Wir schließen nicht ab. Kommen Sie, geben Sie mir Ihre Hand. Ich werde Sie führen.«

»Kennen Sie sich aus?«

»Natürlich.«

Glenda fühlte, daß die Finger ihren Arm streiften Dann griff sie zu und legte ihre Hand in die der Lehrerin, die mit der anderen die Tür aufgezogen hatte, so daß beide Frauen in den engen Gang eintauchen konnten.

Zwischen dem ersten und dem zweiten Keller gab es einen gravierenden Unterschied. Glenda hatte das Gefühl, in eine andere Welt zu treten, außerdem roch es jetzt muffig und feucht.

Eine modrige Luft, schwer zu atmen und dazu angetan, Angst im Menschen hochsteigen zu lassen.

Hintereinander schritten sie her. Caroline Graves sagte nichts mehr, sie hielt nur Glendas Hand fest.

»Wohin führt der Gang?« wollte Glenda wissen.

Sie bekam eine Antwort, die sie ein wenig erschreckte. »Zu den Verliesen.«

»Wie?«

»Ja, es gibt hier Verliese. Ist doch natürlich. Schließlich befinden wir uns in einer sehr alten Burg.« Die Lehrerin blieb stehen.

»Das scheint mir auch so...«

Glenda hörte wieder das bekannte Klicken, kurz darauf tanzte die Flamme des Feuerzeugs, und an den Wänden entstand ein Wechselspiel aus Licht und Schatten.

Glenda schaute über die Schulter ihrer Begleiterin hinweg. Sie sah eine zweite Tür, bevor die Flamme verlusch.

»Was liegt dahinter?« wollte sie wissen.

»Wir werden nachschauen. Warten Sie, ich schließe auf.«

Glenda hörte, wie der Schlüssel zweimal im Schloß gedreht wurde. Dann knarrte eine Tür, noch muffigere Luft strömte ihr entgegen, und sie sah auch das Licht einer Kerze.

»Gehen Sie!« flüsterte Caroline Graves.

Glenda drückte sich an ihr vorbei. Kaum hatte sie die Schwelle überschritten, als sie den Scharn eines Menschen entdeckte. Ein

Mann wartete im Verlies.

»John!« rief Glenda Perkins...

Um die Batterie der kleinen Lampe zu schonen, hatte ich die Kerze angezündet, die auf einem Teller neben dem Sarg stand. Ihr Licht reichte aus, um das Verlies zu erhellen, und ich begann damit, es genauer zu durchsuchen.

Die Wände konnte man vergessen. Sie bestanden aus uralten Steinen, waren ungeheuer dick, und ich war auch nicht der Graf von Monte Christo, der die Zeit gehabt hätte, sich mit einem Löffel oder anderen Dingen innerhalb von zwanzig Jahren einen Tunnel in die Freiheit zu graben. Nein, da war nichts zu machen.

Ebenfalls nicht an der Tür. Die konnte ich auch vergessen. Mit bloßen Händen bekam ich sie nicht auf. Werkzeug trug ich keines bei mir, und so blieb mir nichts anderes übrig, als auf den Zufall zu hoffen, daß sich jemand in dieses Verlies verirrt und mich befreite. Zufälle gibt es nun mal sehr selten im Leben. Dennoch besaß ich die Hoffnung. Sie trug sogar einen Namen. Nämlich Glenda Perkins. Eine halbe Stunde hatte ich ihr gegeben. Diese Zeit war längst überschritten. Wie ich Glenda kannte, würde sie Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um mich zu finden und sich vielleicht auch in den Teil des Kellers verirren.

Dabei drängte die Zeit.

Ich war fest davon überzeugt, daß ein unheimlicher Killer nahe des Schlosses lauerte und die fünf Schüler aufs Korn genommen hatte. Welche Zusammenhänge es da gab, war mir unbekannt. Ich wußte auch nicht, was es mit dem Sarg auf sich hatte, der vom flackernden Licht der Kerzenflamme übergossen wurde. Der zerdrückten Unterlage nach zu urteilen, mußte dort jemand gelegen haben.

Wahrscheinlich ein Kind.

Aber welches?

Das wußte ich nicht. Mir fehlten die Informationen. In dieses Verlies drang kaum frische Luft. Dementsprechend abgestanden, muffig und modrig roch auch die alte. Sie legte sich schwer auf die Lungen, und ich hoffte, daß ich nicht allzu lange hier bleiben mußte, denn die brennende Kerze verbrauchte zusätzlich Sauerstoff.

Wer hatte in dem Sarg gelegen?

Ich drehte und wendete meine Gedanken, doch eine Lösung wollte mir einfach nicht einfallen.

Die Stille konnte man mit dem Wort absolut umschreiben. Es war nichts zu hören. Kein Gesang keine Stimmen, keine Musik. Das Fest schien meilenweit entfernt zu sein. Dabei fand es fast über meinem Kopf statt. Aber die Stille wurde unterbrochen.

Die Geräusche hörte ich von außen. Da ich meine Ohren gewissermaßen ausgerichtet hatte, war es mir sofort aufgefallen. Bis zur Tür brauchte ich nur einen großen Schritt, blieb dicht davor stehen und legte mein Ohr gegen das dicke Holz.

Ja, da tat sich etwas. Jemand kam durch den Gang. Und er gab sich nicht einmal große Mühe, leise zu sein.

Ich ging wieder zurück, stellte mich zur Tür hin in einen toten Winkel, und meine Hand kroch zur Beretta. Ich wollte bereit sein, wenn jemand die Tür öffnete.

Der Schlüssel drehte sich schabend und kratzend. Schon wenig später wurde die Tür aufgedrückt, ich vernahm die Stimme der Lehrerin und sah eine zweite Person, die das Verlies betrat.

Glenda Perkins!

»John!« rief sie.

Meine Hand löste sich von der Waffe. Damit hatte ich fast nicht gerechnet. Jetzt war ich froh, daß Glenda so reagiert hatte und schloß sie in meine Arme.

Ihre Hände fuhren durch mein Haar, ich hielt sie umschlossen, sie drückte jedoch ihren Kopf zurück und schaute mich an. »Mein Gott,

John, was hat dich denn hierher getrieben?«

»Die Neugierde.«

»Sonst nichts?«

»Nein.«

»Hast du denn etwas gefunden?«

»Schau mal nach links.«

Das tat Glenda auch. Bisher war sie nur auf mich konzentriert gewesen. Jetzt erst entdeckte sie den Sarg. Ihre Augen wurden groß. Aus ihrem Mund löste sich ein Schrei.

»Das darf doch nicht wahr sein!« hauchte sie. »Mein Gott, das ist ja Wahnsinn...«

Ich löste meinen Griff und drehte mich auch. »Ja, ein Kindersarg!« flüsterte ich.

Auf Glendas Gesicht hatte sich eine Gänsehaut gebildet. »Aber für wen ist der gedacht?«

»Das kann ich dir leider auch nicht sagen. Ich werde es herausfinden. Nur nicht hier. Wir müssen raus.« Ich drehte mich zur Tür hin, und Glenda tat es mir nach.

Genau auf der Schwelle der offenen Tür stand Caroline Graves. Ihr sonst so apartes Gesicht hatte sich verzogen. Es war eine Grimasse geworden, in den Augen sprühte der Haß.

Und in der Hand hielt sie einen schweren Revolver!

In diesem Augenblick wurde mir einiges klar. Ob sie die Mörderin war, wußte ich nicht, zumindest arbeitete sie mit dem Täter zusammen, und sie hatte uns auf ungemein raffinierte Weise in eine Falle gelockt. Neben mir erstarrte Glenda. Ich ahnte, was in ihr vorging, sagte aber nichts, denn ich wollte mich nicht ablenken lassen.

»Ihr kommt uns nicht in die Quere!« flüsterte Caroline Graves. »Ihr verdammten Schnüffler nicht. Dieses Verlies ist vergessen, niemand kommt her. Ich werde euch erschießen, damit eure Leichen verrotten

können...«

Die Maske wurde von den Nebelwellen umtanzt und wirkte noch schauriger, als sie ohnehin schon war. Dazwischen blinkte etwas. Es war die Klinge des langen Killermessers.

Paul Frye war entsetzt. Er sah die unheimliche Gestalt vor sich, maß die Größe und erkannte auch die Maske.

Es war genau die, mit der sie damals, vor sechs Jahren Angela so in Schrecken versetzt hatten.

Nun sah er sie wieder!

Die Maske war nicht vergessen worden, und ihr Träger besaß die Größe, die auch Angela besessen hatte.

War es Angela? Stand tatsächlich eine lebende Tote vor ihm? Er wollte es nicht glauben, obwohl die Anzeichen nicht zu übersehen waren. Das Leichenhemd, die Größe, das Haar, und er entdeckte auch die dunklen Flecken auf ihrem Hemd, die ihn fatal an das Blut eines Menschen erinnerten.

»Halloween... heute ist Halloween...«

Paul wurde fast wahnsinnig. Es war sogar die Stimme der kleinen Angela, die ihm da entgegenschwang denn genauso hatte sie auch am Tage ihres Todes gesungen.

Paul begann zu zittern Seine Blicke suchten nach einem Fluchtweg, denn er wußte, daß er keine Chance mehr hatte. So klein Angela auch war, sie besaß das Messer.

Hinter ihm befand sich der Teich. Ein kleiner Abhang führte zum Wasser hinunter. Da konnte er zur Not hineinspringen, aber im Wald war er sicherer, zudem mußte er seine Freunde vor der gräßlichen Gestalt warnen.

Ein Gespenst im Nebel. Aber ungemein gefährlich. Grauensvoll anzusehen und ein Messer mit langer Klinge, die jetzt langsam in die Höhe gedrückt wurde.

Sie wollte töten.

Paul hatte einfach einen zu großen Schreck bekommen und auch zu lange gezögert. Alle Vorteile lagen auf der Seite des untoten Kindes. Und die nutzte Angela aus.

Sie ging vor.

Einen Schritt, einen zweiten, und Paul sah sie plötzlich dicht vor sich. Aber auch das Messer. Sie stach zu.

Die breite Mörderklinge beschrieb einen Halbbogen, als sie von oben nach unten stieß und Paul beinahe im Gesicht getroffen hätte. Doch Paul reagierte goldrichtig.

Er warf sich zurück!

Das Messer erwischte ihn dennoch. Es fuhr sehr schnell nach unten. Am linken Oberschenkel wurde Paul getroffen, der Stoff seiner Hose riß, und er hatte das Gefühl, als würde ein glühendes Stück Eisen über das Fleisch fahren.

Dann kippte er.

Mit dem Rücken prallte er auf. Er wußte, daß er keinen Halt mehr finden konnte, schlug dennoch mit beiden Armen um sich, faßte ins Gras, rutschte weiter und tauchte in den Teich.

Im ersten Augenblick bekam er einen Schock. Das Wasser war verflucht kalt, und diese Kälte schnürte ihm die Brust zusammen wie ein eiserner Ring.

Der Teich war nicht tief. Paul rutschte bis auf den Grund, drehte sich unter Wasser, und seine gespreizten Hände wühlten im Schlamm. Paul hatte den Mund nicht rechtzeitig genug geschlossen. Zwangsläufig schluckte er Wasser, stieß seinen Kopf wieder vor, riß den Mund auf, holte tief Luft und hustete sich fast die Lunge aus dem Leib. Das Haar klebte in seiner Stirn. Die Spitzen erreichten seine Augen, so daß die Sicht getrübt wurde und er mit einer wilden Bewegung die nassen Strähnen zur Seite schleuderte.

Erst jetzt sah er besser. Zwar nicht sehr klar, aber was er erkannte,

reichte ihm völlig.

Das Kind mit der Maske hatte nicht gestoppt. Es rutschte den Hang hinab, hielt seinen rechten Arm ausgestreckt, und die Hand mit dem langen Messer zeigte auf Paul Frye.

Angela kam.

Und sie sang. »Halloween... die Nacht des Schreckens... jetzt wird abgerechnet...«

Paul hörte die Worte. Er hätte längst zurückgehen müssen, doch das in seinem Mund eingedrungene Wasser reizte ihn so zum Husten, daß ihn der Anfall durchschüttelte.

Bis zur Hüfte stand er im Teich. Klebriger Schlamm hielt seine Füße fest. Er hatte Mühe, den rechten wieder hervorzuziehen, denn nun war ihm klar geworden, daß er nur durch eine schnelle Flucht dem Tod entrinnen konnte.

Zu spät!

Angela warf sich gegen ihn. Sie flog wie ein weißer Todesengel auf ihn zu. In den Höhlen der Maske glose und schimmerte es schaurig. In ihr schien ein Höllenfeuer zu brennen, das Paul Frye erfaßte und ihn angststarr werden ließ.

Dann war sie da.

Und das Messer fuhr herab.

Paul riß in einer verzweifelten Gegenwehr die Arme hoch. Er spürte die ersten, mörderischen Schmerzen, fiel nach hinten, und der kleine kalte Körper prallte auf ihn. Paul wurde in das Wasser gedrückt.

Es war grauenhaft.

Das Wasser schäumte. Blut und Blasen vermischten sich, während Angelas Arm hoch-und niederfuhr. Sie traf jedesmal. Erst nach einer Weile stoppte sie, ließ ihren Mörderarm sinken, schaute auf den an der Oberfläche schwimmenden Toten und sagte mit leicht singender Stimme:

»Das war der zweite...«

Dann packte sie zu. Wie schon bei Ronny Wilder bereitete es ihr keine Mühe, den Toten aus dem Wasser und danach den Hang hochzuziehen. Ihre Kräfte stammten nicht von dieser Welt. Sie führte ein untotes Leben, und sie würde es weiterführen bis ihre Rache beendet war. Diese Nacht wurde zu einem Karussell des Grauens, das nur sie allein steuerte. Und sie hielt noch die große Überraschung in der Hinterhand. Sie würde mit dem Entsetzen spielen, die Menschen schocken und die Angst in ihnen hochtreiben.

Dieses Halloween-Fest vergaß keiner mehr.

Ronny Wilder lag schon bereit. Bald sollte der zweite Tote hinzukommen. Das nasse Leichenhemd klebte an ihrem schwächtigen Körper, als sie die ersten Schritte ging den Toten hinter sich herschleifte und im dichten Wald verschwand.

Sie wollte den Wald in eine Hölle verwandeln, denn sie wußte genau, daß noch die anderen vier zwischen den Bäumen lauerten. Der Nebel wurde dichter. Für Angela war er eine große Hilfe.

Während hinter der Schule die Menschen fröhlich feierten, drückte sie ihre totkalten Finger gegen die breite Messerklinge und konzentrierte sich bereits auf das nächste Opfer.

Sie würde keinen verschonen...

Julie Jackson blieb plötzlich stehen. Jack Mitchum, ihr Begleiter, bemerkte es nicht sofort. Erst als er ihren leisen Ruf vernahm, stoppte auch er. »Was ist denn?«

»Ich habe etwas gehört!« hauchte Julie.

»Und was?«

Die Schülerin hob die Schultern. »So genau kann ich es nicht sagen. Hörte sich aber nach einem Schrei an.«

Jack kam näher. »Wirklich?«

»Ja.«

Neben Julie stoppte der junge Mann Ihre Körper berührten sich, und er spürte, wie das Mädchen zitterte. Auch ihm war nicht wohl zumute. Am liebsten wäre er aus dem Wald verschwunden und zu den anderen gegangen, aber das konnte er sich nicht leisten. Sie harten sich abgesprochen und mußten sich daran halten.

»Wo ist es denn gewesen?« fragte er nach einer Weile.

»Das kann ich nicht so genau sagen« Julie verzog das Gesicht. »Der Nebel verschluckt die Geräusche und verzerrt sie.«

»Vielleicht hast du was vom Platz gehört?«

»Kann sein. Ich glaube es aber nicht.«

»Wenn ich nur wüßte, wo Carrie und Rusty stecken«, murmelte Jack Mitchum. »Die können uns auch nicht helfen.«

»Ich würde mich sicherer fühlen.«

Julie zog die Nase hoch. Sie blieben auf dem Fleck stehen, starrten auf den dicken Dunst, der vor ihnen wallte, aber das Geräusch wiederholte sich nicht.

»Ob es Paul war?« vermutete Jack nachdenklich.

Julie runzelte die Stirn, bevor sie fragte: »In welche Richtung wollte er eigentlich gehen?«

Jack mußte noch überlegen, ehe er eine Antwort geben konnte. »Das muß links von uns gewesen sein, wenn mich nicht alles täuscht. Wir hatten das Gebiet doch aufgeteilt. Jeder sollte sich eines vornehmen. Rechts sind Carrie und Rusty...«

»Wir sehen nach«, entschied Julie.

»Aber das verstößt gegen die Abmachungen. Wir sollen nur in unserem Gebiet bleiben.«

»Und wenn ihm etwas passiert ist?«

Jack schluckte und wurde bleich. »Mal den Teufel nur nicht an die Wand, Mädchen.«

»Wir müssen aber damit rechnen.« Mehr sagte Julie nicht. Sie drehte sich kurzerhand um und ging.

Jack folgte ihr schweigend. Der Nebel hüllte sie ein wie gewichtslose Gewänder. Er war allgegenwärtig, und die beiden hatten das Gefühl, daß er sich zudem immer mehr verdichtete.

»Bald müssen die Teiche kommen«, flüsterte Jack Mitchum.
»Deshalb ist die Suppe auch so dick«

Julie nickte. Der Boden war bereits feuchter geworden, und als sie einen kleinen Buschgürtel umrundeten, standen sie vor dem ersten Teich. Er war sehr klein, fast kreisrund, und auf der Oberfläche schimmerte eine dicke Algenschicht. Sie machten sich nicht die Mühe, das Gewässer zu umrunden, sondern schauten dort nach, wo sie gerade standen. Spuren entdeckten sie keine.

»Geh weiter!« sagte der Junge.

Er hatte Julie den Vortritt überlassen. Das Mädchen zeigte überraschenderweise mehr Courage als er. Bis zum zweiten Gewässer waren es nur ein paar Schritte. Dieser Teich lag tiefer als der erste, und die beiden blieben an seinem Rand stehen.

Sie schauten auf das Wasser.

Diesmal war es Jack, dem die Spuren auffielen. Trotz der Dunkelheit konnten sie erkennen, daß etwas geschehen war. Nicht allein an dem platten Gras, auch an den angeknickten Zweigen der Büsche ganz in der Nähe und an der Schleifspur, die sich bis zum Wasser hinzog, wobei sich auf ihr noch dunkle Flecken befanden. Aufgrund der schrägen Ebene hatten sie dünne Rinnsale gebildet, die in Richtung Teich liefen. Schräg rutschte Jack Mitchum den Hang hinab und kantete seine Schuhe auf halber Strecke fest. Er streckte seinen Arm aus, tauchte eine Fingerspitze in das Rinnsal, hob die Hand an, ging wieder zu Julie zurück und hielt seinen Finger dicht vor ihre Augen.

»Da, schau«, sagte er mit rauh klingender Stimme.

Julie Jackson zwinkerte mit den Augen, sah schließlich genauer hin und fragte mit kaum zu verstehender Stimme: »Ist das vielleicht

Blut?«

»Nicht nur vielleicht, sondern bestimmt.«

Julie wurde noch bleicher. »Und von wem kann das stammen?«

»Du hast doch jemand schreien hören.«

»Nein«, erwiderte sie hektisch. »Nur ein Geräusch.«

»Paul?« fragte Jack Mitchum.

Julie schlug ihre Hände gegen die Wangen und starrte auf das Wasser, als wäre dort eine Leiche zu sehen. »Mein Gott, das ist ja schrecklich«, hauchte sie. »Paul, er...«

»Ich meine ja nur.«

Das Mädchen faßte nach Jacks Arm. »Wir müssen ihn suchen, Jack. Wirklich. Sofort. Wenn ihm nichts passiert ist, dann...«

»Wo denn?«

»Ich rufe ihn!« erklärte Julie entschlossen »Auch wenn es neblig ist, wir müssen nur laut genug schreien.«

Diesmal hatte Jack Mitchum keine Einwände. Wenn sie riefen, war es immer besser, als nichts zu tun. Beide legten ihre Hände als Schalltrichter rechts und links neben die Lippen und begannen laut den Namen ihres Klassenkameraden zu schreien.

Die Stimmen hallten in den grauweißen Nebel hinein, wurden geschluckt und verklungen. Eine Antwort bekamen sie nicht.

»Wenn er in seinem Gebiet geblieben ist, muß er uns gehört haben«, sagte Jack.

»Vielleicht ist er zum Festplatz gegangen«, vermutete Julie. Mit diesen Worten wollte sie sich nur selbst Mut machen denn sie glaubte nicht so recht daran.

Auch Jack schüttelte den Kopf. »Nein, ich kenne Paul genau. Der ist pflichtbewußt. Ronny hätte ich so etwas zugetraut, nicht aber Paul. Ohne uns wäre der nicht gegangen.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Hallooooo...!« Ein entfernter Ruf erreichte die Ohren der beiden

Schüler. Aber es war nicht Paul, der die Antwort gegeben hatte, sondern Carrie.

»Rusty und Carrie haben uns gehört«, flüsterte Julie. »Dann muß Paul etwas passiert sein.«

»Aber was?«

»Ich...« Plötzlich konnte Julie nicht mehr weitersprechen, denn nicht weit von ihnen entfernt hatte sich etwas bewegt. Es war ein heller Schein. Er schimmerte gelblich und faserte an seinen Rändern aus. Ein Licht!

Noch ahnten die beiden nicht, welch grauenvolle Gefahr auf sie zukam, und Julie fragte: »Hat Paul eine Lampe mitgenommen?«

»Kann sein Ich sehe mal nach.«

»Nein, Jack, du...«

Jack Mitchum hörte nicht. Er hatte sich genau gemerkt, wo das Licht entstanden war. In diese Richtung setzte er seine Schritte und wühlte sich durch das dicht wachsende und auch sehr glatt gewordene Unterholz am Erdboden.

An den Baumästen hielt er sich fest, denn es war leicht, das Gleichgewicht zu verlieren.

Jack Mitchum ließ den Teich rechts liegen und stoppte plötzlich, denn das Licht war verschwunden.

»Verdammt!« flüsterte er und wischte sich über das Gesicht. »Ich bin doch nicht blind. Das habe ich gesehen...« Rechts neben ihm befand sich ein dicker Stamm. Er gehörte zu einer Eiche, die einige hundert Jahre alt war. Und dieser Baum bot eine vorzügliche Deckung. Auch für einen Mörder!

Jack hätte zu Julie zurücklaufen sollen, so aber ging er einen halben Schritt vor und tat damit genau das Falsche.

Der Killer lauerte jetzt in seinem Rücken.

»Halloween!« Jack Mitchum vernahm ein scharfes Flüstern, kreiselte auf der Stelle herum, sah noch die schreckliche Maske, im

gleichen Augenblick das Messer, und dann explodierte dieses runde häßliche Gesicht zu tausend Sonnen, als der Strahl in seine Brust drang und das Leben aus seinem Körper riß.

Jack Mitchum stieß ein letztes Röcheln aus. Mit dem Blut drang es über seine Lippen, bevor das Reich des Todes ihn fraß. Hinter der Maske erklang ein Kichern. Die Nacht des Schreckens war noch längst nicht zu Ende...

Caroline Graves hatte uns ein Versprechen gegeben, und sie sah mir verdammt danach aus, als wollte sie es auch halten. Sie stand in der Türöffnung und hielt den schweren Revolver fest, als wäre er nur ein Spielzeug, und die Mündung wies genau auf meine Brust.

Noch hatte sie nicht abgedrückt, und mir kam in den Sinn, daß man in solchen Minuten Zeit gewinnen mußte. Meist sind diese Personen im Gefühl des sicheren Sieges und des großen Triumphs sehr redselig. Ich hoffte, daß es auch bei der Lehrerin so sein würde.

»Weshalb wollen Sie uns töten?« fragte ich sie.

Sie lächelte teuflisch. »Seid ihr Bullen wirklich so dumm, oder tut ihr nur so? Zeugen, ihr beide seid Zeugen, und ich lasse mir von euch diese Nacht nicht zerstören.«

»Halloween?«

»Ja, genau. Die Nacht des Schreckens, die Nacht der Rache. Wenn ich euch nicht mitzähle, werden die nächsten Stunden sechs Menschen den Tod bringen, denn sie haben ihn verdient.«

»Es sind Schüler aus Ihrer Klasse, nicht wahr?«

»Genau, Sinclair, haarscharf getroffen. Sie müssen dran glauben.«

Bisher hatte sich Glenda Perkins zurückgehalten, nun begann sie zu reden. »Weshalb wollen Sie die jungen Menschen töten? Was haben sie Ihnen getan?« Ihre Stimme zitterte.

»Mir nichts«, lautete die kalte Antwort. »Aber es gibt jemand, der sich rächen muß.« Sie streckte einen Arm aus. Der abgespreizte

Zeigefinger deutete auf den Sarg. »Dort hat sie gelegen.«

»Ein Kind?« flüsterte ich.

»Ja, ein Kind, ein Mädchen. Angela heißt sie. Und sie war auch einmal in der Klasse, wo die anderen jetzt noch zusammen sind. Sie war ein stilles, sehr nettes Mädchen Nicht so forsch wie die anderen, zurückhaltend, und das hat man nicht verstanden. Kinder können zu Bestien werden. Die sechs haben es bewiesen, denn es war Angela, die sie aufs Korn nahmen und die ihr Opfer wurde. Man hänselte sie, man lachte sie aus, und sie wurde von ihnen verspottet, weil sie die Scherze der anderen Schüler nicht mitmachte. Besonders schlimm wurde es zu Halloween. Vor sechs Jahren, als wieder das Fest gefeiert wurde, lockten sie Angela in die leere Schule hier. Es wurde zu der Zeit renoviert, die Schüler waren woanders untergebracht. Niemand befand sich in der Schule, nur Angela und ihre sechs Klassenkameraden. Es war dunkel. In den Gängen lauerte die Finsternis. Angela hatte sich immer vor der Dunkelheit gefürchtet, und sie war völlig auf sich allein gestellt und den sechs anderen ausgeliefert. Das Kind jagte durch die Gänge, es stand eine schreckliche Angst aus, wollte ihnen entkommen, aber sie stellten es. Und sie machten Angela fertig. Sie begannen mit einem grauenhaften Psycho-Terror, denn sie hatten eine ausgehöhlte Maske mitgenommen. Damit flößten sie dem Kind eine noch stärkere Angst ein...« Die Stimme der Lehrerin war bei den letzten Worten immer heiserer geworden.

Wir erlebten ihre Anteilnahme mit. Caroline Graves wurde von einer ungeheuren Erregung gepackt. Die Erinnerung ließ sich nicht bei ihr löschen, und sie sprach weiter.

»Ich kam zu spät, konnte es nicht mehr verhindern. Sie hatten Angela so in die Enge getrieben, daß sie keinen anderen Ausweg mehr sah und zum letzten Mittel griff. Sie stürzte sich aus dem Fenster. Selbstmord. Man hat keine Chance, wenn man aus dem

vierten Stock fällt. Während die sechs Schüler nach draußen rannten, konnte ich das Gebäude betreten, nahm die Maske an mich und zeigte sie ihnen. Schon damals bekamen sie Angst, und ich imitierte die Stimme der kleinen Angela.«

Ich unterbrach die Frau. »Haben Sie früher schon in dieser Klasse unterrichtet?«

»Nein, ich befand mich noch in der Ausbildung.«

»Was hatten Sie mit der kleinen Angela zu tun?« Es war eine entscheidende Frage, die ich da gestellt hatte. Endlich würden wir das Motiv des Mörders erfahren.

Caroline Graves schaute uns starr an. Sie ließ sich Zeit mit einer Antwort. Ihr Gesicht lag im Schatten, nur die Lippen glänzten wie poliertes Metall. Dumpf gab sie uns die Erklärung. Sie überraschte Glenda ebenso wie mich damit.

»Angela hieß mit Nachnamen Graves. Sie war meine kleine Schwester...«

Mit dieser Eröffnung harten wir nicht gerechnet. Ich blieb ruhig, aber Glenda stieß ein abgehacktes »Nein!« aus.

Die Lehrerin nickte. »Doch«, sagte sie. »Angela war und ist meine kleine Schwester...«

Das Wort störte mich bei diesem Satz. »Wieso ist? Ich dachte, sie wäre tot.«

Hohles Kichern hallte uns entgegen. »Sie war auch tot, die Kleine. Ich selbst habe sie beerdigt, doch an ihrem Grab schwor ich mir, sie wieder aus der feuchten Erde klettern zu lassen. Ihr Tod mußte gerächt werden, und ich hatte nur zwei Ziele. Zum ersten wollte ich Lehrerin an dieser Schule werden, wo sich Angelas Mörder aufhielten. Zum zweiten beschäftigte ich mich mit einem Gebiet, das den meisten Menschen völlig fremd ist. Mit der asiatischen Totenmagie. Auf den Südseeinseln gibt es Totensprecherinnen. Sie

schaffen es, durch ihre Worte die Menschen in den Tod zu treiben. Doch es geht auch umgekehrt. Ich wußte von alten Formeln und Gesetzen, die vor urlanger Zeit geschrieben wurden. Sie lernte ich und wandte sie an. Und ich schaffte es mit Hilfe der Hölle und der schwarzen Magie, daß die Tote wieder erwachte, damit sie ihre schreckliche Rache vollenden konnte. Zuerst holte ich bei Nacht und Nebel den Sarg aus der Erde. Als dies geschafft war, öffnete ich ihn und schaute mir die Leiche des Kindes an. Angela war noch nicht verwest. Durch meine Beschwörungen hatte jemand seine schützende Hand über sie gehalten, so daß ihr Körper fast so aussah wie zu ihrer Todesstunde. Sechs Mörder waren es, ich ließ sechs Jahre vergehen, und nun kommt das Fest, und Angela wird Rache nehmen. Sie hat sich schon gerächt, denn Ronny Wilder war der erste in der Sechserkette.«

»Dann hat die lebende Tote gemordet?« fragte ich.

»So ist es.«

Ich schüttelte den Kopf. »Zwar kenne ich jetzt Ihr Motiv, dennoch ist es verbrecherisch. Als die Tat vor sechs Jahren geschah, waren diejenigen, die heute fast erwachsen sind, noch Kinder. Man kann sie nicht auf diese Weise zur Rechenschaft ziehen. Es war verwerflich, was sie getan haben, aber Kinder sind manchmal recht grausam.«

»Verwerflich?« schrie sie. »Es war Mord. Ein eiskalter, grausamer Mord, du verdammter Bulle!«

»Nein!« sagte ich. »Einer ist gestorben. Überlegen Sie, Miß Graves, und überlegen Sie ganz genau. Sie haben sich mitschuldig gemacht. Noch können Sie die mordende kleine Bestie zurückpfeifen, und ich möchte Sie bitten, dies zu tun!«

Sie lachte, während sie den Arm mit dem Revolver vorstreckte. »Und was geschieht, wenn ich sie zurückpfeife?«

»Werde ich mich um Angela kümmern.«

»Sie töten, wie?«

»Wenn es keine andere Möglichkeit gibt, auch das«, erklärte ich ruhig. Sie schüttelte langsam den Kopf, ließ uns aber dabei nicht aus den Augen, und auch der Revolver bewegte sich nicht. »Nein, Bulle. Sie ist bereits einmal gestorben, ein zweites Mal geschieht dies nicht mehr. Man kann Angela nicht umbringen, das ist unmöglich. Sie hat den Satan im Leib, er regiert sie, und sie wird ihre Rache vollenden. Irgendwo dort oben läuft sie herum, stellt Fallen, und die Schüler tappen hinein. Dieses Halloween-Fest wird keiner vergessen, der es je erlebt hat, das verspreche ich euch. Nur ist es schade, daß ihr davon nichts mehr mitbekommt, denn ich habe mich nicht nur mit schwarzer Magie und der Beschwörung von Toten beschäftigt, sondern auch das Schießen gelernt. In diesem Revolver stecken sechs Kugeln. Die werden für euch beide reichen. Jeder bekommt drei.«

»Wenn Sie uns erschießen, Miß Graves, kommen Sie nicht weit«, erklärte ich mit ruhiger Stimme. »Man weiß Bescheid, wo wir uns aufhalten, ich habe meinem Bekannten Zeiten mitgeteilt.«

»Bullen-Bluff«, unterbrach sie mich hart. »Nichts als billiger Bullen-Bluff. Niemand weiß etwas, das kann ich euch schwören, zum Teufel! Ich habe mich erkundigt, außerdem hat deine liebe Glenda es ja erzählt. Was hat sie sich Sorgen um ihren Bullen gemacht? Sie war aufgeregt und aufgelöst...«

»Wir haben gespielt.«

»Bulle!« keuchte die Lehrerin. »Ich laß mich von dir nicht aus dem Spiel bluffen. Du wirst sterben, und zwar in der nächsten Minute.« Sie legte genau auf mich an.

Das Kerzenlicht begann zu flackern. Für mich ein Zeichen, daß die Flamme ziemlich weit nach unten gebrannt war. In den nächsten Sekunden mußte ich mir etwas einfallen lassen, um aus der bösen Situation herauszukommen.

Es war verdammt schwer, denn das Weib hielt einen großen

Trumpf, eben den Revolver, in der Hand. Die Entfernung stimmte für sie auch. Wenn sie schoß, konnte ich der Kugel nicht ausweichen. Sie war immer schneller als ein Mensch.

»Jetzt, Sinclair, jetzt...«

Ein Schrei, kein Schuß.

Gellend hallte er durch das Verlies, brüllte in meinen Ohren, aber nicht nur ich hatte ihn vernommen.

Glenda schrie wie eine Wahnsinnige, und sie brachte damit Caroline aus dem Rhythmus.

Plötzlich wies die Mündung des Revolvers nicht mehr direkt auf mich, und ich handelte...

Jack Mitchum kam nicht zurück!

Dabei hätte er schon längst wieder dort sein müssen, wo Julie Jackson stand und wartete. Für sie zogen sich die Minuten so unendlich lang hin, und jede Sekunde trieb die Angst stärker in ihr hoch. Wo konnte Jack nur sein? Er wollte sich doch überhaupt nicht so weit entfernen, und wenn Paul in der Nähe war, dann mußte er ihn längst gefunden haben.

Es rührte sich nichts.

Das Mädchen starrte in die grauen, wallenden Nebelwolken und wurde von einer drückenden Stille umgeben. Julie vernahm nur ihr eigenes Atmen, ansonsten nichts.

Kein Tier huschte in der Nähe vorbei, nicht einmal die bunten Blätter raschelten.

Ihr schien es, als würde der Wald den Atem anhalten, um ein schreckliches Ereignis nicht registrieren zu müssen. Sie machte sich Vorwürfe. Wäre sie doch mitgegangen, denn vier Augen sahen auch in dieser Nebelsuppe immer mehr als zwei. So aber blieb Julie weiterhin stehen und wartete auf ihren Schulkameraden.

Wieder vergingen zwei Minuten. Paul kam noch immer nicht

zurück. Auch kein Rascheln war zu hören und auch nicht die dumpfen Schläge irgendwelcher Tritte auf dem feuchten Roden.

Julie erlebte eine seltene Qual. Sie traute sich auch nicht, irgend etwas zu sagen. Die Angst schnürte ihr die Kehle zu.

Schließlich hielt sie es nicht mehr aus und ging selbst ein wenig vor. Jetzt verschwand auch der Klob in ihrem Hals, und sie rief in das Dunkel und den Nebel hinein.

»Jack!« Ihre Stimme wurde schon bald verschluckt. »Jack, hörst du mich? Gib Antwort...«

Jack und der Wald schwiegen...

Julie Jackson wußte ja, in welcher Richtung sich ihr Schulkamerad gewandt hatte, und auch sie schlug den Weg ein. Sie konnte einfach nicht mehr warten, sondern wollte endlich wissen, was geschehen war und ob Jack mit seiner Suche Erfolg gehabt hatte. Feuchter Nebel umschmeichelte sie. Er schluckte ihre Gestalt und verwischte sie zu einem Schemen.

Sie entfernte sich immer nur so weit vom Rand des kleinen Teichs, daß sie ihn auch im Auge behalten konnte und das Schimmern der Wasserfläche sah.

Es kam der Zeitpunkt, als sie den Teich passiert hatte und sich entscheiden mußte, ob sie weitergehen sollte oder nicht. Vor ihr lag ein dichtes Stück Wald, während der Teich sich mehr auf einer kleinen Lichtung befand.

Jetzt konnte es nicht mehr weit sein. Jack war kein Typ, der einfach Reißaus nahm, er mußte sich in der Nähe befinden. Mit diesem Gedanken versuchte Julie sich Mut zu machen, wobei sie aber auch daran dachte, daß er sich eventuell versteckt hatte, um sie zu erschrecken. Wenn er das tun würde, dann... Sie wußte nicht, was sie dann unternehmen wollte, denn die Angst kehrte stärker zurück als zuvor.

Julie sah die Bäume. In der Dunkelheit wirkten sie schon

gespenstisch, nun war der Nebel hinzugekommen, und da sahen sie aus wie bizarre Geister aus einer fremden Welt.

Manchmal streifte Laub über ihre Stirn. Es war feucht und blieb sogar kleben. Sie schüttelte sich.

Noch einen Schritt ging sie vor. Die Spitze des rechten Fußes stieß in diesem Augenblick gegen etwas Weiches. Sofort blieb das Mädchen stehen. Zuerst dachte Julie an ein totes Tier, dann jedoch keimte ein schrecklicher Verdacht in ihr hoch.

Der weiche Gegenstand hätte ebenso ein Körper sein können, der auf dem Boden lag.

Sie bückte sich. Ihr Kopf machte die Bewegung nicht mit. Julie streckte nur den Arm aus, berührte den Körper und wußte im nächsten Augenblick Bescheid. Vor ihr lag ein Mensch.

Die Finger der gespreizten Hand glitten ein wenig weiter und stachen in etwas Feuchtes hinein.

Sofort zuckte die Hand des Mädchens zurück. Sie hielt sie vor ihre Augen, entdeckte die dunkle Flüssigkeit und bekam Herzklopfen wie noch nie zuvor in ihrem Leben. Blut klebte an ihren Händen.

Jacks Blut!

Denn als sie nach unten schaute, sah sie den toten Jungen vor ihren Füßen liegen...

Eigentlich hätte sie gellend schreien müssen, doch kein Laut drang über ihre Lippen. Das kalte Entsetzen nagelte sie auf der Stelle fest, und sie fühlte überhaupt nichts. Vielleicht eine innere Leere, ein seelisches Vakuum, ansonsten war es aus.

Er lag auf dem Rücken. Ein blasses Gesicht, weit geöffnete Augen, die wie dunkle Punkte wirkten, und das Mädchen stand da mit eingefallenen Schultern und einem verzogenen Gesicht dessen Ausdruck zwischen Lachen und Weinen schwankte. Dann begann sie zu zittern. An den Füßen fing es an, lief über die Beine, die Knie,

erreichte ihren Oberkörper, den Kopf, wobei im nächsten Augenblick die Zähne klackend aufeinanderschlugen. Dabei blieb sie stumm. Nicht ein in der Kehle geborener Laut verließ den Mund. Aber über ihr geschah etwas.

Das Unheil lauerte in den Zweigen.

Nach dem schrecklichen Mord war Angela auf den Baum geklettert und hatte ihren Platz im Gewirr der Äste gefunden. Dort wartete sie.

Das Schimmern der Maske wurde vom Nebel verwischt, sie glosste in ihrem Innern weniger stark. Mit einer Hand hatte sich die lebende Tote an einen starken Ast geklammert, in der anderen hielt sie das Messer, und dessen Spitze zeigte auf den Erdboden. Unter ihr stand das Mädchen.

Eine schmale Gestalt, einsam, verloren, schutzbedürftig. Aber Angela wußte genau, daß Julie Jackson vor sechs Jahren ebenfalls dabei gewesen war und nichts getan hatte, um den schrecklichen Selbstmord zu verhindern. Sie war nicht besser als die anderen und hatte das gleiche Schicksal verdient wie alle. Die Klinge würde sie treffen.

Gnadenlos!

Einem Raubtier gleich hockte die lebende Tote im Baumgeist. Die Augen starrten durch die Höhlen der Maske. Sie waren mit einem gelbroten Licht ausgefüllt, das seltsam dunstig wurde, als Nebelschleier auftauchten.

Julie war ahnungslos.

Die lebende Leiche im Geist des Baumes freute sich diebisch. Sie mußte nur ein wenig zur Seite rücken, um sich fallen lassen zu können, denn sie wollte die Schülerin mit einem Stich niedermachen. Vorsichtig bewegte sich der weibliche Zombie nach rechts. Wenn sie jetzt sprang würde sie haargenau auf den Kopf des Opfers zielen. Noch einmal duckte sie sich. Zwischen ihr und dem Mädchen befanden sich nur die träge wandernden Nebelschleier. Kein

Hindernis für eine Mörderin.

In den Augen glühte es wieder stärker. Ein Zeichen, daß Angela von einer höllischen Erregung gepackt wurde. Es kribbelte in ihr, der Trieb war da, sie mußte morden und...

Die Steigerung der Erregung und die damit verbundene Lichtintensität innerhalb der Maske wirkte sich aus. Das unter dem Zombie stehende Mädchen wurde durch das Augenglühen gewarnt.

Sie schaute in die Höhe.

Maske und Messer sah sie zur selben Zeit.

Sie wußte auch, in welchem Zusammenhang beide zu sehen waren, und sie tat instinktiv genau das Richtige. Julie Jackson hechtete zur Seite.

Sie selbst hatte ihrem Körper so viel Schwung wie möglich gegeben, und als sich die lebende Leiche nach unten fallen ließ, da stand Julie nicht mehr dort.

Es waren gnädige Sekunden des Schicksals, die in diesen Augenblicken einsetzten. Obwohl Julie Jackson noch über den Toten stolperte, wurde sie nicht erwischt.

Hinter ihr krachte die lebende Leiche zu Boden. Julie vernahm einen dumpfen Schlag stemmte sich wieder hoch und besaß zudem die Nerven, sich umzudrehen.

Sie sah die Gestalt des Mädchens. Das helle Totenhemd schimmerte blaß, die schreckliche Maske leuchtete, nur das Messer entdeckte sie nicht, denn Angela hatte die Klinge voll in den weichen Boden gerammt. Bis zum Heft war sie verschwunden, und Angela umklammerte mit ihren Händen nur noch den Griff.

Das sah Julie Jackson, und sie begriff innerhalb eines keuchenden Atemzugs. Plötzlich wußte sie, wer der unheimliche Killer war. Kein Mann, keine Frau, sondern ein Kind!

Angela! Eine Tote!

Ein Kind, das in den Tod gesprungen war, weil es den Terror nicht

mehr aushalten konnte.

Aber wie konnte eine Tote leben?

Julie Jackson kam nicht dazu, noch weiter über dieses Problem nachzudenken, denn mit einem heftigen Ruck zog Angela die Klinge aus dem Boden.

Jetzt sah Julie zum erstenmal das Messer!

Sie glaubte, verrückt zu werden. Etwas stach in ihr Herz. Die Angst flutete wie eine Woge hoch. Das Messer besaß eine schreckliche übergroße Klinge.

Angela drehte sich um. Das tat sie sehr langsam, in der Gewißheit, ein sicheres Opfer zu wissen, und die glosenden Augenhöhlen fixierten das Opfer wie zwei glühende Kohlen, die direkt aus dem Höllenfeuer zu stammen schienen.

Angela sprach kein Wort. Das brauchte sie auch nicht, denn alles in ihr gierte nach Mord.

Drei waren schon tot, jetzt wollte sie auch noch das vierte Opfer bekommen.

Das wußte auch Julie.

Und sie tat etwas dagegen Bevor die lebende Leiche sich auf sie eingependelt hatte, reagierte Julie. Sie wußte selbst nicht, woher sie die Kraft nahm, hochschnellte, kehrtmachte und losrannte. Die Richtung nahm sie nicht wahr. Sie wollte nur weg, und es war ihr egal, wohin es ging.

Angela wollte kein Opfer aus den Klauen lassen Sie zögerte nicht länger und nahm die Verfolgung auf.

Für Julie Jackson begann eine mörderische Hetzjagd auf Leben und Tod...

Mein rechter Arm fuhr zur Seite. Die flache Hand erwischte Glenda Perkins und schleuderte sie zu Boden. Inzwischen hatte ich mich ebenfalls geduckt, zu einer blitzschnellen Rolle vorwärts angesetzt,

kam auch gut auf und stieß meine Beine vor. Ein Treffer. Die Füße knallten gegen die Schienbeine der Frau. Dieser Stoß trieb die Lehrerin zurück in den Gang, aber sie hatte die verdammte Waffe nicht fallen lassen und drückte ab. Überlaut hörte ich den Schuß.

Ein Krachen, ein Peitschen, das in dumpfen Echos ausrollte, die durch den engen Gang hallten. Wohin die Kugel gefahren war, wußte ich nicht, mich jedenfalls hatte es nicht erwischt, und das war auch gut so, denn nun konnte ich Caroline Graves angehen. Sie hatte sich wieder fangen können, befand sich zwar noch in rückwärtiger Bewegung, prallte aber mit der Schulter gegen die Wand und stieß sich auch den Ellenbogen des rechten Arms, so daß die Waffe abermals aus der Richtung geriet. Ich war nahe genug. Und mein Fuß schnellte in die Höhe. Diese Tritte sind oft Glückstreffer. Ich hatte zwar nicht hundertprozentig Glück, sie hielt den Revolver weiterhin fest, aber die Waffe kantete nach vorn, der Finger wurde auch vom Stecher weggerissen, und bevor sie nachfassen konnte, hatte ich ihr rechtes Handgelenk umklammert.

Ich hatte zwar eine Frau vor mir, doch das mußte ich in diesem Augenblick vergessen. Caroline Graves hätte nicht gezögert, uns beide zu ermorden, deshalb konnte sie mit einer harten Reaktion von meiner Seite her rechnen.

Mein Arm wirkte wie eine Klammer. Ich hatte meine gesamte Kraft in den Griff gelegt und bemerkte, wie sich meine Gegnerin mit der gleichen Kraft dagegenstemmte, so daß es zu einem Patt kam. Ihr Gesicht war verzerrt. Aus dem Mund sprühte mir Speichel und heißer Atem entgegen. Sie wand und drehte sich, doch ich ließ sie nicht los. Dann riß sie ihre Knie hoch. Ein gemeiner Stoß, der mich hart getroffen hätte. Zum Glück konnte ich mich zur Seite drehen, und die Kniescheibe traf nur meine Hüfte. Dann war ich es leid.

Für einen Moment zog ich ihre rechte Hand von der Wand weg. Im gleichen Augenblick hämmerte ich sie wieder dagegen und diese

Angriff war wirkungsvoller als mein Klammergriff. Die Lehrerin war kein Dämon, sondern ein Mensch. Und sie reagierte auch menschlich, denn sie riß den Mund noch weiter auf und stieß einen gellenden Schrei aus.

Endlich ließ sie die Waffe los. Der schwere Revolver fiel zu Boden, und ich trat ihn hastig weg.

Sie gab noch nicht auf. Wie eine Wildkatze griff sie an, obwohl sie die rechte Hand kaum gebrauchen konnte und unter sehr starken Schmerzen leiden mußte.

Sie versuchte es mit Tritten und Schlägen. Ich wehrte ab, so gut es ging, riß auch mein Knie hoch und ließ sie auflaufen.

Die Frau torkelte zurück. Dabei schüttelte sie den Kopf. Ihr Mund verzog sich, sie zeigte mir die Zähne und wollte wieder angreifen, als ich zuschlug.

Nicht mit der Faust, sondern mit der flachen Hand. Ich hatte mich überwinden müssen, sah aber keine andere Möglichkeit mehr und traf haargenau. Meine rechte Hand klatschte gegen ihre linke Wange und schleuderte den Kopf zurück. Die Spangen lösten sich, und das lange Haar bildete eine wirbelnde Fahne.

Der Kopf befand sich noch in Bewegung als sie mein zweiter Schlag traf. Diesmal erwischte ich die rechte Wange. Der Treffer schleuderte den Schädel wieder zurück. Die Frau drehte sich und fiel vor die von mir aus gesehen rechte Gangwand.

Bevor sie sich wieder fangen konnte, hatte ich ihr Haar gepackt, zog den Kopf zurück und umklammerte ihre Schulter. Dabei drückte ich ihr noch ein Knie ins Kreuz, so daß sie in einer Schrägstellung blieb.

»Reicht es jetzt?«

Caroline Graves heulte auf. Sie war noch immer nicht erledigt. Am besten wäre es gewesen, wenn ich sie mit einem wohldosierten Schlag ins Reich der Träume geschickt hätte, aber das wollte ich

nicht, denn ich brauchte von ihr Informationen. Dieses Mörderkind war wichtiger. Eine Sekunde später hatte ich sie in den Polizeigriff genommen, drehte sie herum und drückte sie wieder in das Verlies, wo Glenda Perkins gewartet und den Kampf beobachtet hatte.

Die Lehrerin bekam einen Wutanfall.

»Glott nicht so, du verdammte Schlampe!« fuhr sie Glenda an »Ich hätte dich auch gekillt.«

Das konnten wir uns gut vorstellen. Wer die Morde anderer unterstützt, ist nicht besser als der Täter selbst.

Ich stieß die Frau noch vor, ließ sie dann los, und als sie mit einem Fauchlaut auf den Lippen herumfuhr, starrte sie genau in die Mündung meiner Beretta.

»Bis jetzt war es Spaß«, sagte ich hart »Von nun an wird es Ernst Eine Bewegung die mir nicht paßt, und ich drücke ab.«

Sie las die Entschlossenheit in meinen Augen und senkte den hochgereckten linken Arm. Dabei schien sie alle Energie zu verlieren, denn sie sackte regelrecht zusammen.

»Wir wissen nun, wer der Killer ist«, erklärte ich. »Jetzt möchte ich nur noch erfahren, wo er sich herumtreibt.«

»Draußen.«

»Das weiß ich selbst. Wo genau?«

»Auch wenn ich es wüßte, würde ich es dir nicht sagen, Bulle. Angela muß du schon allein finden Aber du wirst es kaum schaffen. Es sind einfach zu viele Menschen dort oben. Und eine von ihnen ist echt, Bulle. Eine einzige, und die wirst du kaum erkennen Heute ist Halloween, die Nacht der Rache und des Schreckens. Sie hat schon gekillt, und sie wird weiter töten, das verspreche ich dir. Angela ist auf einem Rachetrip, und keiner wird sie aufhalten.«

»Wo sind die Schüler hingegangen?« fragte ich scharf.

»Ich weiß es nicht.«

»Und was trieb Sie in den Keller?«

Sie lachte. »Ich habe doch gesehen, daß du mit deinem Liebchen verschwunden bist, Bulle. Husch, husch, auf einmal warst du weg. Die kleine Glenda hast du ja zurückgelassen, und sie lief mir genau in die Falle. So wollte ich es.«

»John, es hat keinen Sinn, die redet doch nicht«, sagte meine Sekretärin und hatte damit recht.

Ich nickte. »Okay, Miß Graves. Der Spieß ist umgedreht worden. Sie hatten uns einschließen wollen, jetzt bleiben Sie hier. Her mit dem Schlüssel!«

Sie überlegte einen Moment, sah ein, daß es keinen Zweck hatte, sich zu wehren. Sie gab mir das Verlangte.

Ich warf ihn Glenda zu. Sie verstand und verließ vor mir den unheimlichen Raum.

Auch mich hielt nichts mehr in dem Verlies. Rückwärtsgehend erreichte ich die offenstehende Tür und trat in den Gang. Meine Waffe blieb dabei auf die Lehrerin gerichtet, denn ihr traute ich alles zu. Wütend warf Glenda die Tür zu. Fast hätte sie mich dabei noch erwischt. Dann schloß Glenda ab, und kaum hatte sie den Schlüssel wieder hervorgezogen, hörte sie schon das wilde Schreien der Caroline Graves.

»Ihr verdammten Schweine erwischt sie nicht. Sie hat das Messer. Sie wird euch zerfetzen! Wie die anderen! Glaubt nur nicht, daß noch jemand lebt, ihr verfluchten...« Die Stimme überschlug sich. Sie erstickte an ihrem eigenen Haß. Wir hörten nicht mehr hin und vernahmen als letztes noch das Wort Halloween, doch da hatten wir den Gang bereits hinter uns gelassen.

Der normale Keller kam mir direkt gemütlich vor, wenn ich ihn mit dem anderen verglich.

Ich hatte auch den Revolver aufgehoben und ihn Glenda in die Hand gedrückt. Für alle Fälle, wenn sie plötzlich dem untoten Mörderkind gegenüberstand.

»Und wie geht es weiter?« fragte sie.

»Suchen, meine Liebe, nur suchen. Allerdings haben wir jetzt noch weniger Zeit als zuvor.«

Glenda senkte den Kopf und fragte: »Glaubst du, daß sie schon mehr Opfer erwischt hat?«

»Ich hoffe es nicht«, erwiderte ich leise.

Die kleine Feier hatte begonnen. Es war wohl eine der seltsamsten, die in der Schule je gestartet worden waren. Eltern und Schüler befanden sich zusammen in der großen Aula, wobei die Eltern normal aussahen - wenigstens die meisten von ihnen - und die Schüler nur ihre Verkleidungen trugen.

Maskierte und nicht maskierte Teilnehmer hatten auf den Stuhlreihen ihre Plätze gefunden. In der Ecke der Aula war ein kaltes Büffet aufgebaut worden, und Getränke gab es auch zu kaufen. Mehrere Jungen und Mädchen tanzten auf der Bühne den Halloween-Reigen, einen Tanz, der eigentlich ganz normal war, nur durch die Masken sehr gespenstisch wirkte.

Die Honoratioren der Schule standen zusammen mit den einflußreichsten Eltern. Auch Edward Blake befand sich unter den Versammelten. Er war nervös und starrte dauernd auf seine Uhr. In einer kurzen Gesprächspause gelang es ihm, den Leiter der Schule zur Seite zu ziehen.

»Sagen Sie, Mr. Fleet, fehlt da nicht jemand vom Lehrpersonal?«

»Sie meinen Miß Graves.«

»Genau.«

»Hm.« Mr. Fleet rückte an seiner Brille. Ein Zeichen, daß er nervös war.

»Da haben Sie recht. Allerdings weiß ich nicht, wo sich Miß Graves aufhält.«

»Sie war doch eingeladen?«

»Natürlich.«

Edward Blake hob die Augenbrauen. »Dann wundere ich mich, daß sie nicht anwesend ist. Ebenso wie ein Teil ihrer Schüler.«

»Unter anderem Ihre Tochter, Sir.«

»Gut beobachtet, Mr. Fleet.«

Der Schulleiter lächelte. »Wissen Sie, Sir, das hat man im Lauf der Zeit so im Blick. Ich schaue immer nach dem Rechten. Aber so, daß es nicht auffällt.«

»Verstehe.« Blake runzelte die Stirn. »Trotzdem hätte ich gern gewußt, wo sich meine Tochter aufhält. Sie haben wirklich nichts gesehen, Mr. Fleet?«

»Nein.«

»Haben Sie eine Erklärung dafür, daß die Schüler aus der obersten Klasse nicht hier sind?«

Fleet gab eine pädagogische Antwort. »Es gibt ja immer Entwicklungsstufen bei den Menschen. Das erleben wir auch bei unseren Schülern. Vielleicht hatten sie keinen Bock auf Halloween.«

»Und die Lehrerin?«

»Miß Graves ist sehr modern. Ihre und unsere Ansichten stimmen oft nicht überein.«

»Dennoch ist sie beliebt.«

»Das kann man sagen.«

»He, Edward«, rief jemand. »Laß den Schulboß in Ruhe! Der muß jetzt die Rede halten.«

»Ja, ja, okay, schon gut.«

»Wir sehen uns nachher«, sagte Mr. Fleet und lenkte seine Schritte auf das Podium zu.

Edward Blake nahm in der ersten Reihe Platz. Seine Frau suchte er vergebens. Lorna hatte sich mit anderen Damen zusammengetan und sich um das Kalte Büffet gekümmert. Sie hatte irgendwie einen sozialen Touch, und ihr machte es Spaß, immer mitten im Trubel zu

stehen. Fleet läutete mit einer Glocke. Trotzdem dauerte es eine Weile, bis Ruhe eingekehrt war. Fleet stand am Pult, hatte die Hände aufgestützt und schaute auf die Zuschauer hinab. Um seine Lippen spielte ein Lächeln. Dann begann er seine Rede.

Er hatte sie gut vorbereitet. Der Ton seiner Rede kam an. Die jungen Leute fühlten sich ebenso angesprochen wie die älteren Semester, nur einer hörte nicht zu, an ihm plätscherten die Worte vorbei. Es war Edward Blake.

In der ersten Reihe saß er und drehte sich oft um, damit er einen Blick auf die Tür erhaschen konnte. Blake rechnete damit, daß jeden Augenblick seine Tochter zurückkehren würde, doch er wartete vergebens.

Die Tür blieb verschlossen.

Mehrmals wurde die Rede des Rektors von starkem Beifall unterbrochen, und Fleet wuchs immer weiter über sich hinaus. Er las nicht mehr vom Blatt ab, formulierte frei, und er lobte seine Schule über den grünen Klee.

Eingerahmt wurde er von den Jugendlichen. Sie standen hinter dem Pult, trugen ihre Masken entweder auf dem Kopf oder auf langen Stangen und lauschten.

Draußen brannten die Feuer. Man hatte Brandwachen zurückgelassen, die auf die Flammen achteten und sie unter Kontrolle halten sollten. Hin und wieder wurde auch Holz oder Reisig nachgelegt, damit das Feuer neue Nahrung bekam. Die Rede dauerte länger als gewöhnlich. Fleet hatte sich in Form gesprochen und kam endlich zum Schluß.

»So hoffe ich!« rief er mit Stentorstimme, »daß Ihnen, liebe Eltern, und euch, liebe Schüler, der Abend noch viel Freude bereiten wird. Wir von der Schule haben alles zum Gelingen des Festes getan. Laßt uns in den morgigen Tag hineinfeiern und hineintanzen sowie hineinsingen. Dieses Fest soll unvergeßlich bleiben. Ich danke Ihnen

allen...«

Tosender Beifall brandete durch die Aula, während der Rektor sein Manuskript zusammenfaltete und das kleine Podium verließ. Eine Schülergruppe nahm Aufstellung um einen Geistertanz vorzuführen. Anschließend wollte man nach draußen gehen, dort weiterfeiern, und die Nacht sollte in einem gewaltigen Feuerwerk ihren Ausklang finden. Blake stand auf.

Er konnte seine Nervosität kaum noch unter Kontrolle halten. Er war der einzige, der auf die Tür zuschritt, um den Saal zu verlassen. Seine Frau trat ihm in den Weg.

»Was ist los mit dir, Ed?«

»Ich vermisse Carrie.«

Lorna Blake dachte da moderner. Sie schüttelte ihren Kopf. In ihrem blonden Haar klebte grüner Flitter. »Mein Gott, Ed, deine Tochter ist kein Kind mehr, sondern erwachsen. Daran solltest du immer denken. Die hat andere Interessen.«

»Das weiß ich, aber...« Er verstummte, denn er wollte Lorna nicht beunruhigen. Außerdem wußte sie nichts von dem Brief mit der Morddrohung.

»Was ist, Ed?«

»Nichts, ich mache mir halt Sorgen.« Sie streichelte seine Wange.

»Der liebe Vater und die Tochter. So ist es immer. Bist wohl eifersüchtig.«

»Ja, das wird es sein.«

»Bleibst du jetzt?« fragte Lorna.

»Nein.« Er nahm ihre Hand. »Ich möchte mich draußen ein wenig umschauen.«

»Okay, wir sehen uns dann.« Lorna hauchte ihrem Mann noch einen Kuß auf die Wange.

Edward Blake verließ den Raum.

Erst als ihn der Wind traf, merkte er, wie sehr er geschwitzt hatte.

Sehr heiß war es nicht gewesen, der Schweiß war ihm vor lauter Aufregung aus den Poren gedrungen. Edward Blake wurde eingehüllt vom Widerschein des Feuers. Er hörte das Knacken, wenn trockenes Holz brach, drehte sich um und ging dorthin, wo die Feuer hochloderten. Er sah nur die Brandwache, von Carrie und ihren Mitschülern entdeckte er nichts.

Die Jungen waren sehr beschäftigt. Sie gehörten den älteren Jahrgängen an, und Edward Blake erkannte unter ihnen auch Schüler aus Carries Klasse.

Zwei sprach er auf seine Tochter hin an.

»Nein, Mr. Blake, wir haben Carrie nicht gesehen. Wir wissen nur, daß sie mit den anderen aus der Clique verschwunden ist.«

»Und ihr kennt wirklich nicht das Ziel?«

»Nur die Pachtung.«

»Die wäre?«

Der Junge deutete schräg an Edward Blake vorbei. Der Mann drehte sich um, damit er das Ziel besser erkennen konnte. Zum Optimismus gab es keinen Anlaß, denn die Fingerspitze des Schülers hatte auf den Wald gezeigt. Edward Blake bekam plötzlich zittrige Knie...

Julie Jackson war verzweifelt!

Sie hatte den Toten gesehen und auch den unheimlichen Killer, der sie nun jagte.

Einen Killer, der ein Kind war.

Ein Mädchen.

Angela!

Die Tote war aus dem Grab gestiegen, hatte die unheimliche Maske an sich genommen und auch ein mörderisches Messer, das den Tod gebracht hatte.

Paul Frye war gestorben. Bestimmt nicht nur er!

Das alles fragte sich Julie Jackson, während sie vorwärtsstürmte und nicht auf die Zweige achtete, die in ihr Gesicht peitschten. Sie dachte an die anderen Freunde, die Schüler, die auch damals vor sechs Jahren dabei gewesen waren, als sich Angela in den Tod stürzte. Jetzt wollte sie Rache nehmen.

Und sie hatte es geschafft.

»Heute ist Halloween...« Die helle singende Kinderstimme erreichte sie und traf sie schlimmer als ein Fluch aus der Hölle. Noch nie im Leben war Julie so gerannt. Sie warf sich nach vorn, setzte ihr gesamtes Körpergewicht ein, um dem Grauen zu entfliehen und nicht in die Klinge laufen zu müssen.

Unterholz brach weg sie schlug nach Zweigen und Asten, bekam selbst Schläge mit, die überall am Körper trafen und auch ihren Kopf nicht ausließen.

An der Stirn war die Haut ebenso aufgerissen wie an der linken Wange. Dort rann Blut aus den kleinen Wunden und versickerte im Kragen der Kleidung.

Und wieder hörte sie die Stimme.

»Ich bin da, Julie. Du kannst mir nicht weglaufen. Nicht an Halloween...«

Julies Angst steigerte sich zur Panik. Sie sah überhaupt nicht mehr, wo sie hinlief. Sie rannte immer weiter und wurde von den Nebelwänden verschluckt. Ein normaler Verfolger hätte sie kaum mehr innerhalb der wallenden Schwaden gesehen, doch Angela, die Untote, besaß Augen wie eine Katze, und sie blieb der Schülerin auf den Fersen. Normalerweise hätte Julie es kaum geschafft, die dicken Buschgürtel zu durchbrechen, aber auf ihrer Flucht achtete sie nicht darauf und rannte weiter.

Sie wollte nur mit dem Leben davonkommen, und dieses Gefühl gab ihr das Durchhaltevermögen.

Hinter ihr tanzte die Maske.

Ein gelbroter, verwaschener Fleck im Nebel, ein bunter Todesbote, der kein Pardon kannte.

Angela schien weniger Schwierigkeiten zu haben als Julie. Sie wich den Hindernissen geschickt aus, sprang darüber hinweg oder schlug mit dem Killermesser allzu sperrige Gegenstände zur Seite. Der Wald bildete eine biologische Einheit. Dazu gehörten auch die zahlreichen Teiche.

Die Fliehende merkte nicht, daß der Boden glatter, fast glitschig wurde. Im dichten Nebel übersah Julie Jackson auch den kleinen Abhang der zu einem Teich führte. Sie trat zwar mit dem rechten Fuß noch auf, doch auf dem glatten Rasen rutschte sie aus.

Das Mädchen geriet in einen halben Spagat. Der Oberkörper fiel nach vorn, ihre schreckhaft weit aufgerissenen Augen bemerkten noch die dunstige Oberfläche, bevor sie in das Wasser klatschte und unfreiwillig untertauchte.

Die Kälte war schlimm.

Für einen Moment kam sich Julie vor, als wäre sie in einem Kasten eingeschlossen, aus dem sie sich nicht mehr befreien konnte, bis sie mit beiden Armen um sich schlug und mit den Füßen auf dem schlammigen Grund Halt bekam. Bei dieser Aktion schluckte sie Wasser und mußte nach dem Auftauchen furchtbar husten.

Julie versuchte den Rand des Teiches zu erreichen, denn sie wußte, daß er für sie zu einer tödlichen Falle werden konnte, wenn sie noch länger im Wasser blieb. Da sah sie den Schein.

Er spiegelte sich auf der Oberfläche und wurde von den Wellen seltsam verzerrt.

Julie begriff. Angela hatte den Teich ebenfalls erreicht und würde sie töten, wenn sie nichts unternahm.

Trotz ihrer Angst besaß sie noch die Nerven, den Kopf zu drehen. Sie wandte ihn nach rechts und schaute genau in die schreckliche Maske der lebenden Leiche, wobei die Killerklinge blitzende

Reflexe warf.

»Halloween...«

Dieses eine singende Wort übertönte selbst das Klatschen des Wassers und steigerte die Angst der Julie noch mehr.

»Neiinnn!« brüllte sie voller Verzweiflung. »Du kriegst mich nicht, du verdammte Bestie!«

Angela kicherte unter der Maske. Ein schrilles hohes Geräusch, angstmachend und siegessicher. Das war kurz vor dem Sprung. Angela wuchtete sich auf Julie Jackson zu, die Maske wurde zu einem grauenvollen Ballon, je näher Angela kam, und die Messerklinge nahm in Julies Augen die doppelte Größe an.

Das Mädchen reagierte nicht mehr bewußt, sondern nur noch instinkthaft. Julie tauchte einfach weg drückte sich unter Wasser und bemerkte die Bewegung dicht neben sich, als die lebende Leiche im Teich landete.

Natürlich blieb sie nicht ruhig.

Angela schlug zu, bewegte den rechten Arm hektisch auf und nieder, während Julie durch den schlammigen Grund kroch. Sie spürte einen stechenden Schmerz am Oberschenkel, tauchte wieder auf und stellte fest, daß sie tatsächlich noch lebte.

Sie sah auch den kleinen Uferhang dicht vor sich und tat das, was sie tun mußte.

Sie krallte sich an dem braungrünen Gras fest, dabei bohrten sich die Finger in die Erde. Dann zog sie sich hoch, kletterte auf allen vieren und triefnaß die Schräge hinauf und hatte schließlich den Waldboden erreicht.

Dort blieb sie für einen Moment liegen. Weit offen stand ihr Mund. Zudem konnte sie kaum etwas sehen, da ihr nasses Haar den Blick verdeckte. Aber sie wußte, daß sie nicht liegenbleiben konnte, denn Angela würde nicht aufgeben.

Schon vernahm sie die hohe, nervenaufwühlende und singende

Stimme der lebenden Leiche.

»Halloween... Die Nacht des Schreckens...«

Julie Jackson stemmte beide Arme gegen den Erdboden, drückte sich hoch, kam auf die Füße, und ein klagender Schrei verließ ihren Mund, denn sie spürte den Schmerz, der von ihrem linken Oberschenkel aus in die Höhe schoß und durch den Körper wanderte.

Am Bein hatte die Klinge sie erwischt!

Für einen Moment ließ sie sich Zeit, um nach unten zu schauen. Die Wunde sah sie nicht, dafür das Blut, das eine lange Spur hinterlassen hatte und immer mehr wurde. Mit dem linken Fuß konnte sie kaum mehr auftreten, die Schmerzen waren fürchterlich.

Julie wußte selbst nicht, wie es ihr gelang, sich auf den Beinen zu halten, jedenfalls blieb sie nicht stehen, sondern torkelte weiter. Sie streckte dabei die Arme aus, bekam Zweige und Aste zu fassen, an denen sie sich festhalten und weiterziehen konnte.

Angela war ihr auf den Fersen.

Sie kroch aus dem Teich, und ihre Klinge lauerte auf das nächste Opfer. Die kalte Angst peitschte Julie voran. Hinein und tiefer in den Wald, der ihr wie ein gewaltiges Gefängnis vorkam. Ihr Atem ging keuchend. Der Nebel und die schattenhaft darin auftauchenden Bäume drehten sich bereits in einem gewaltigen Kreisel, während vor den Augen der Schülerin die ersten roten Nebel erschienen! Julie stand kurz vor dem Zusammenbruch.

Sie selbst dachte nicht mehr. Es war ihr unmöglich, dazu noch die Kraft zu finden, nur noch ihr innerer Motor trieb sie an, und sie stolperte weiter.

Auf ihrem Kopf schienen unsichtbare Hämmer zu schlagen, denn sie spürte das Stechen auf der Schädeldecke, das sich von Sekunde zu Sekunde verstärkte, und sie glaubte, ihr Kopf wäre in eine Presse hineingeraten.

Überall hämmerte und stach es.

Ihre Augen brannten.

Zweige hieben gegen ihr Gesicht, malträtierten die Haut. Der Boden war rutschig, und es glich einem Wunder, daß sich Julie noch auf den Beinen halten konnte.

Angela war hinter ihr.

Hin und wieder rief sie laut das so bekannte Wort Halloween. Sie wollte die Todesangst der Schülerin noch verstärken, denn das Grauen sollte wie eine gewaltige Woge angeschwemmt kommen. Die Nacht des Schreckens...

Angela hatte nicht gelogen.

Für Julie wurde es ein Schrecken ohne Ende, während sie sich in den Nebel hineinwarf, als könnte sie sich an den Schwaden festklammern. Dann spürte sie die Berührung. Zuerst war es nur ein kurzer Schlag am Rücken, im nächsten Augenblick griff jemand zu, riß Julie zurück, und aus ihrer Kehle löste sich ein gellender Angstschrei. Aus! Jetzt war alles aus!

Julie Jackson brach zusammen...

»Himmel, Julie! Was ist denn mit dir los? Rede doch!«

Julie hörte Stimmen, riß die Augen auf und sah über sich Nebel. Aus ihm schälten sich undeutlich zwei Gesichter hervor, in denen die großen Augen besonders auffielen.

Aber keine Maske...

»Julie, rede!«

Erst jetzt erkannte Julie die Stimme. Nein, es war nicht Angela, die sie angesprochen hatte, sondern eine andere. Carrie Blake!

Und neben ihr stand, ebenso gebückt wie sie, Rusty Keene. Julie wollte schreien, weinen, aber nur ein kaum hörbares Krächzen drang aus ihrem Mund.

»Was ist nur los gewesen?« Carrie stellte die Frage, schaute Rusty

dabei an, der sich gezwungen sah, zu handeln. Er drückte seine Klassenkameradin zur Seite und beugte sich über Julie Jackson. Erst jetzt sah er die Verletzung und auch das aus der Wunde strömende Blut.

»Ein Tuch!« verlangte er.

Carrie trug eins bei sich, und Rusty wollte die Wunde verbinden, doch Julie schüttelte den Kopf. Sie konnte noch nicht sprechen, der Zustand der Erschöpfung hatte sich kaum geändert, die Zähne schlugen aufeinander, aber unter großen Mühen brachte sie es dennoch fertig ein paar Worte auszustoßen.

»Ich habe ihn gesehen.«

»Wen?«

»Den Mörder!« keuchte sie. »Es ist Angela. Sie ist von den Toten zurück Aus dem Grab gestiegen. Sie hat ein Messer. Paul ist tot... Jack ist bestimmt auch...«

Es gelang ihr nicht mehr, die Worte zu formulieren. Sie besaß nicht mehr die Kraft.

Rusty und Carrie schauten sich an. Sie hatten zwar nicht viel gehört, die wenigen Worte allerdings reichten aus, um zu verstehen, was Julie meinte.

Also doch.

Jemand war unterwegs, um zu töten. Doch was hatte Julie gesagt? Angela sollte es gewesen sein? Nein, Angela war tot. Sie alle hatten an der Beerdigung teilgenommen und gesehen, wie der Sarg in der Tiefe verschwand, und nun sollte Angela aus dem Grab gestiegen sein?

»Glaubst du das?« fragte Rusty.

Carrie schüttelte den Kopf. Sie konnte und sie wollte es nicht wahrhaben.

»Aber sie phantasiert doch nicht«, erklärte Rusty Keene.

»Tot, ja, sie sind tot«, wisperte Julie, bäumte ihren Körper auf und

begann zu schluchzen.

Rusty schaute über sie hinweg. Geräusche hatten sie schon gehört. Auch Schreie, wenigstens glaubten sie das, aber der verdammte Nebel, der zwischen den Bäumen wie eine dicke Wand lag zerstörte alle Hoffnungen.

Carrie beugte sich vor. Sie bekam die Schulter ihrer Freundin zu fassen und hob sie hoch. »Wir müssen dich verbinden«, sagte sie mit einem Blick auf das Bein. »Das ist ja schrecklich...«

»Es war Angela«, hauchte Julie stockend. »Sie kam, sie hat das Messer und killt.«

»Aber Angela ist tot!« schrie Rusty, der allmählich die Nerven verlor und es nicht mehr hören konnte.

»Nein, sie lebt!« Julies Gesicht verzerrte sich bei diesen Worten, aus ihrem offenen Mund sprühte der Speichel, die Augen waren weit aufgerissen, und sie nickte heftig.

»Eine Tote kann nicht leben!«

»Sie ist...«

Julie verstummte. Auch die beiden anderen sagten nichts mehr, denn alle drei hatten etwas gehört.

Es war eine dünne, helle Stimme, die von überall herzukommen schien und sich wie der Schatten des Todes über sie legte.

»Halloween... heute ist Halloween...« Angela war da!

Ich hatte Glenda Perkins zurückgelassen. Es war besser so, denn in den Wald wollte ich allein gehen.

Auf dem Platz hinter dem Schloß brannten die Feuer. Man hatte noch eine Wache zurückgelassen mehr war im Augenblick nicht los, denn die meisten Menschen befanden sich in der Aula, wo Reden gehalten wurden. So etwas mußte bei einem Schulfest einfach sein. Natürlich hatten wir auch Ausschau nach den entsprechenden Schülern gehalten, aber uns war nichts aufgefallen Sie blieben

verschwunden. Freiwillig oder nicht, die Frage stellte sich mir, doch ich wollte nicht weiter darüber nachdenken und mit der Suche beginnen.

Der Wald wirkte auch auf mich, der ich einiges gewohnt war, unheimlich. Hohe, dichtstehende Bäume.

Dazwischen der unheimliche Nebel. Tanzend, wallend, geisterhaft. Ich wußte nicht, wie groß er war, denn bei der Herfahrt hatte ich kaum darauf geachtet, und mir war auch nicht bekannt, ob er von Wegen oder Pfaden durchkreuzt wurde. Nur die Zufahrtsstraße kannte ich, denn sie hatten wir genommen.

Das Feuer hatte den Nebel zurückgetrieben. Bis zum Waldrand reichte die Wärme nicht, und so schluckte mich der graue Nebel wie ein gieriger, weit geöffneter Rachen.

Bereits nach einigen Schritten verschlechterte sich meine Sicht so sehr, daß ich so gut wie nichts mehr erkennen konnte und fast »blind« durch die Gegend tappte.

Es ist schon schwer genug, sich bei diesen Verhältnissen in einem unbekannten Gelände zu bewegen, aber wenn man noch etwas suchen und finden muß, wird es fast unmöglich.

So erging es mir, denn ich wußte nicht, in welche Richtung ich mich weiterbewegen sollte.

Zweige, Unterholz und Äste machten mir zu schaffen. Sie versperrten mir den Weg, als hätten sie den Befehl bekommen, mich aufzuhalten. Ich kam nur mühsam voran, und es verging auch deshalb Zeit, weil ich stehenblieb, um nach irgendwelchen verdächtigen Geräuschen zu lauschen.

Ein nächtlicher Wald ist nie still. Ich vernahm auch etwas, aber das waren Tiere, die durch das Unterholz huschten.

Keine Spur von dem mordenden Killerkind und auch nicht von den Schülern. Vielleicht war es auch völlig falsch, daß ich hier durch den Wald lief. Möglicherweise spielte sich das Grauen ganz

woanders ab, aber irgendwo hatte ich anfangen müssen.

Plötzlich durchbrach ein seltsamer Laut die Stille. Es war ein hohes Geräusch, für mich mit einem seltsamen Singen zu vergleichen, und ich begann zu überlegen.

Jemand sang tatsächlich, aber Worte konnte ich nicht verstehen. Und es war auch schwer für mich, die Richtung auszumachen, denn der Nebel verzerrte den Schall.

Trotz allem lief es mir kalt den Rücken hinab, denn das Geräusch hatte sich unheimlich angehört. Um nicht aufzufallen, setzte ich meine Schritte so lautlos wie möglich, wobei ich nicht vermeiden konnte, daß hin und wieder unter meinen Sohlen Laub raschelte oder ein Zweig brach. Meinem Gefühl nach zu urteilen, war das seltsame Singen von der rechten Seite her aufgeklungen, und in die Richtung bewegte ich mich auch weiter.

Es dauerte nicht lange, als ich das leise Schmatzen hörte. Der Boden unter mir war feuchter geworden, er hatte sich mit Wasser vollgesaugt, vor mir verdichtete sich zudem der Nebel, und ich stellte fest, daß ich wenige Schritte später schon am Rand des Tümpels stand. Dunkel sah das Wasser aus. Über der Oberfläche hingen Nebelschwaden. Sie sahen aus, als würden sie sich am Wasser und der grünen Algenschicht festkrallen.

Ich dachte unwillkürlich daran, daß so ein Teich ein gutes Versteck für eine Leiche abgeben konnte, aber mir fehlte die Zeit, im Wasser nachzuschauen.

So mußte ich weiter auf mein Glück vertrauen und darauf hoffen, daß mir die Schüler irgendwann über den Weg liefen.

Mit vorsichtigen Schritten umrundete ich den Teich. Der Boden federte, an einigen Stellen war er auch noch sumpfiger, so daß ich bis zu den Knöcheln in ihm steckte.

Sollte ich rufen?

Nein, ich wäre mir lächerlich vorgekommen und hätte unter

Umständen noch denjenigen auf mich aufmerksam gemacht, bei dem ich es überhaupt nicht wollte.

Also weiter in den Wald hineinschleichen.

Mein unangenehmes Gefühl verdichtete sich. Ich glaubte daran, daß sich bald etwas tun würde. Zwar hatte ich keinen konkreten Anhaltspunkt dafür bekommen, aber ich kannte ähnliche Situationen, wo mich mein Gefühl dann auch nicht getäuscht hatte.

»Halloween...« Schaurig und hoch in der Stimme klang es durch den Nebel, der die Töne schließlich schluckte oder sie allmählich verwehen ließ.

Augenblicklich blieb ich stehen. Meine Finger berührten den Griff der Beretta, auf meinem Rücken lag eine zweite Haut, denn in der hohen Stimme hatte ich die eines Kindes erkannt.

Angela!

Sie war mir noch nie unter die Augen gekommen, ich hatte nur durch Erzählungen von ihr erfahren, nun vernahm ich zum ersten Mal ihre singende Stimme.

Ein dünnes Organ.

Die Summe einer Toten...

Wenn sie schon so sang, tat sie das nicht ohne Grund. Ich hatte das Wort Halloween genau verstanden und dachte darüber nach, ob die lebende Leiche vielleicht jemanden schocken wollte. Möglicherweise die Schüler, die sich in der Nähe aufhielten? Wenn ja, konnte das für die jungen Menschen den Tod bedeuten, und ich mußte mich noch mehr beeilen, um sie zu finden.

Diesmal nahm ich auch keine besonders große Rücksicht mehr, was die Lautlosigkeit anging. Ich sah zu, daß ich so schnell wie möglich den Ort erreichte, wo die Stimme aufgeklungen war.

Der Wald kam mir wie eine mit Nebel gefüllte Höhle vor, in der Hindernisse aufgebaut worden waren. Es gab Stellen, wo ich mich festhakte und regelrecht losreißen mußte, aber ich kam dennoch

voran.

»Halloween... heute ist Halloween...«

Da, wieder!

Diesmal sogar näher, wie ich sehr gut hören konnte. In meinem Hals schien ein Kloß zu sitzen. Ich ballte meine Hände, konzentrierte mich und vernahm auch eine andere Stimme.

Ich hatte sie schon einmal gehört.

Es war Carrie, die laut sprach.

»Wo bist du, du verdammte Bestie?«

Bei normalem Wetter wäre mir die Frage als Schrei entgegengeweht. So hörte ich sie nur ziemlich gedämpft. Dennoch vernahm ich die in ihr steckende Angst.

Meine Blicke versuchten vergeblich, die Nebelwand zu durchdringen. Ich starrte mir fast die Augen aus dem Kopf und konnte leider nichts entdecken.

Alles war grau in grau - bis auf einen hellen Fleck. Ich hatte mich einige Schritte voranbewegt. In einer schrägen Linie, die einen Drall nach rechts hatte, sah ich das seltsame rotgelbe Leuchten. Plötzlich hatte ich ein Ziel.

Während ich mich auf die Stelle zubewegte, erkannte ich, daß auch das seltsame Licht nie stehenblieb, sondern weiterwanderte. Für mich ein Beweis, daß der Killer - und nur um den konnte es sich handeln - seine Opfer aufs Korn genommen hatte.

Wer war schneller? Die Untote oder ich?

Ich mußte den jungen Menschen Mut machen und ihnen Hoffnung geben, deshalb rief ich die nächsten Worte in die Nebelwand hinein.

»Bleibt ruhig! Verliert nicht die Nerven!«

Fast wäre mir ein dicker Ast ins Gesicht geschlagen. Im letzten Augenblick konnte ich mich ducken und huschte weiter in den quirligen Nebel hinein.

Von den Schülern hatte ich noch nichts gesehen, dafür entdeckte ich

wieder die Untote.

Ihr seltsames Gesicht schimmerte zwischen den Baumstämmen. Eine Mischung aus rot und gelb, ein gefährliches Gesicht, das an den Rändern allmählich zerfaserte.

Schritte!

Sie kamen auf mich zu. Im nächsten Augenblick löste sich ein Schatten aus dem Wald, und ich sah eine Gestalt in meine Richtung torkeln. Es war Carrie.

»Mr. Sinclair!« Ihre Summe klang schrill. »Es ist Angela. Sie kam aus dem Grab...«

»Das weiß ich.« Carrie ließ ich nicht erst ausreden, sondern schickte sie wieder zu den anderen. »Bleibt zusammen, dann können wir sie packen.«

»Halloween, die Nacht des Schreckens!« Abermals vernahm ich die Stimme, diesmal sogar nah.

Carrie hätte bei den anderen bleiben sollen, denn ich konnte mich um sie nicht mehr kümmern. Für mich war es wichtig, das untote Mörderkind zu stellen, und ich sah wieder das Licht.

Es stammte nicht von einer Lampe, das war genau zu erkennen. Was da in der Luft schwebte, erinnerte mich fast an eine Maske, auch wenn die Umrisse von den Nebelschwaden verzerrt wurden.

Längst hielt ich die Beretta fest. Meinen Arm streckte ich vor, drehte ihn dabei nach rechts und zielte auf den in der Luft schwebenden, zerfasernden Fleck. Ein schlechtes Ziellicht. Der Nebel verzerrte die Perspektive. Dann schoß ich trotzdem.

Seltsam dumpf klang das Echo der Waffe, und meine Kugel traf leider nicht, sie zirpte an dem Ziel vorbei. Ich hörte das Klatschen, mit dem sie in einen Baumstamm fuhr. Im nächsten Augenblick war die gelbrote Maske verschwunden. Einfach weg...

»Sie ist nicht getroffen!« vernahm ich eine Jungenstimme. »Verdammt, du hast sie verfehlt.«

Es dauerte nur Sekunden, bis ich die Schüler erreicht hatte. Rasch übersah ich die Lage.

Ein Mädchen lag am Boden. Es war verletzt und stöhnte leise. Die beiden anderen standen in der Nähe.

Aber nur zwei!

Wo befanden sich die restlichen drei? Während ich in die Runde schaute, stellte ich die Frage. Ich sah, daß Carrie die Schultern in die Höhe schob.

»Du weißt es nicht?« fragte ich.

»Vielleicht tot...« Sie schluckte, ich hörte ihr Schluchzen, bevor sie weitersprach. »Julie hat Paul entdeckt. Das Messer der toten Angela hat ihn erwischt. Jack bestimmt auch. Ronny ist...«

»Er wird auch tot sein«, erklärte ich. »Nur ihr drei habt es überstanden. Bleibt hier, ich werde versuchen...«

»Halloween...«

Abermals erreichte der klagende Ruf unsere Ohren. Es war wirklich grauenhaft, sich diesen Ruf anhören zu müssen. Im Nebel wurde er zu einer widerlich schaurigen Melodie, die an den Nerven eines Menschen zerren konnte.

»Die wartet noch in der Nähe«, flüsterte Rusty Keene. »Verdammt, Mister, tun Sie doch was!«

»Reiß dich zusammen!« fuhr ich den Jungen an. Sicher, ich hätte gern etwas getan, aber ich hatte kein Ziel, auf das ich hätte schießen können. Die lebende Tote verstand es ausgezeichnet, sich im Wald zu verbergen, und ihre leuchtende Maske verriet ebenfalls nichts. Es war zum Heulen...

»Halloween...«

Da war er wieder. Dieser dünne, klagende Ruf. Ein Schrei, der direkt aus dem Totenreich zu kommen schien. Er drang unter die Haut, brachte die Angst, aber er war leiser geworden.

Dies ließ nur einen Schluß zu. Das Killerkind zog sich zurück. Es

wollte nicht mehr angreifen und auch nicht in der Nähe lauern, sondern verfolgte andere Pläne.

Welche?

Einen Moment dachte ich darüber nach, die Verfolgung aufzunehmen, dann schüttelte ich den Kopf. Nein, das war nicht nötig und nicht möglich. Ich mußte zunächst bei den drei Überlebenden bleiben und sie in Sicherheit bringen.

Angela würde mir schon vor die Mündung laufen, dessen war ich sicher. Zudem lag vor meinen Füßen eine Verletzte. Bisher hatte ich mir die Wunde noch nicht anschauen können, das holte ich nun nach und stellte fest, daß das Mädchen von einem Messerstich am Bein getroffen war. Wahrscheinlich konnte sie nicht auftreten.

Julie Jackson wimmerte leise und zitterte auch. Aus eigener Kraft konnte sie sich nicht erheben, ich mußte ihr schon helfen und stemmte sie hoch. Als sie mit dem verletzten Bein auftrat, drang ein Schrei aus ihrem Mund. Gleichzeitig knickte sie zusammen, und sie begann zu weinen.

»Sie schafft es nicht«, sagte Rusty.

»Doch, wenn wir ihr helfen. Komm her!«

Wir nahmen sie in die Mitte und legten ihre Arme um unsere Schultern. So gelang es uns, sie durch den Wald zu schleifen. Es war nicht einfach, denn die Zweige der Bäume griffen nach uns wie Mörderhände. Es gelang uns nicht immer, wegzuducken. Wichtig für die drei Schüler war nur, daß sie dem Wald, in dem die Gefahr lauerte, entfliehen konnten. Meine Gedanken drehten sich um das Mordmotiv. Und danach fragte ich Carrie.

Sie gab mir Auskunft. Während wir die Verletzte durch den Nebel zogen, erfuhr ich endgültig und in allen Einzelheiten, was sich vor sechs Jahren abgespielt hatte.

Es muß schlimm gewesen sein. Die sechs Schüler hatten Angela tatsächlich gequält, bis sie in den Tod gesprungen war.

»Das hättet ihr nicht machen dürfen«, sagte ich.

»Die Vorwürfe kamen später«, erklärte mir Carrie. »Aber da war ja alles vorbei, und wir konnten nichts mehr daran ändern. Es hat uns allen leid getan.«

Ich fand es an der Zeit, sie über die Lehrerin aufzuklären. Damit schockte ich die drei, denn auch Julie bekam meine Worte mit.

»Aber Angela hieß nicht Graves«, sagte Rusty.

»Caroline wird einen anderen Namen angenommen haben«, erklärte ich.

»So ist das nun einmal.«

»O verdammt!« keuchte der Junge. Danach schwiegen wir. Unsere Richtung war klar. Wir konzentrierten uns auf den Punkt, wo der Widerschein der Flammen den dunklen Himmel über den Bäumen in ein rotes Licht getaucht hatte. Dort fand das Fest statt. Sicherlich war die kleine Feier in der Aula längst beendet, so daß wir die Gäste draußen antreffen würden. Und ich mußte ihnen alles erklären, denn das Fest durfte auf keinen Fall weitergehen. Solange Angela nicht überwältigt und ausgeschaltet war, befand sich jeder in Gefahr. Die meiste Angst hatte ich vor einem Amoklauf der Untoten...

Glenda Perkins spürte das Gewicht des schweren Revolvers. Sie hatte die Waffe in den Gürtel gesteckt, und das Metall drückte gegen das Fleisch an ihrer linken Hüfte.

John Sinclair war längst verschwunden, in der Aula lief die Feier ab, und Glenda stand draußen. Sie hielt sich im Schatten eines Vordachs auf. Von ihrem Standpunkt aus konnte sie den Platz hinter der Burg gut beobachten.

Die Brandwachen hatten Holz und Reisig nachgelegt. Durch die neue Nahrung schlugen die Flammen noch höher. Gewaltige Feuerarme stießen in den Himmel und griffen nach den Nebelschwaden, die sie zum größten Teil zerstörten.

In der Luft lag ein Fauchen, Knattern und Knistern. Wenn Holz zerbrach, stoben Funkenbahnen in die Höhe, wo sie zerplatzten und zu kleinen Kometen wurden, die in einem glühenden Regen wieder zur Erde fielen. Glenda drückte dem Geisterjäger beide Daumen. Doch nicht allein das. Auch sie hielt die Augen offen, um zu sehen, ob sich irgend etwas in ihrer Nähe tat.

Sie lauerte auf das Killerkind, aber der Wald, den sie ebenfalls sehen konnte, schwieg.

Unheimlich und gespenstisch kam er ihr vor. Eine schwarze Mauer, durch die graue Schwaden trieben und die Sicht noch mehr verschlechterten.

In der Nähe schlug eine Tür. Dieses Geräusch schreckte Glenda so sehr auf, daß sie die Deckung verließ, eine Hand auf den Griff des Revolvers legte und sich umschaute.

Aus dem Eingang der Aula löste sich eine Gestalt. Ein hochgewachsener Mann, der seinen Kopf gesenkt hielt und ein weißes Stäbchen zwischen seine Lippen steckte.

Als die Flamme des Feuerzeugs sein Gesicht anleuchtete, erkannte Glenda Perkins in dem Mann Edward Blake. Rasch ging sie auf ihn zu. Blake drehte sich um, denn er hatte Glenda kommen gehört.

»Ah, Miß Perkins«, sagte er. »Sie sind allein?«

»Ja.«

»Wo steckt Mr. Sinclair?«

»Er sucht im Wald.«

Blake zog hastig an der Zigarette. Sein Gesicht wurde rötlich angestrahlt. Glenda erkannte darin die Sorge und die Spannung. Sie lag wie eine Maske auf seinen Zügen. »Sucht er nach den Schülern?«

»So ist es!«

Blake verstand. »Dann ist etwas passiert - oder?« Seine Stimme zitterte unmerklich.

Glenda nickte. »Wir müssen leider davon ausgehen, Mr. Blake. Es

hat Tote gegeben. Zumindest einen.«

Blake zuckte zusammen. »Meinen Sie Carrie?« hauchte er.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Glenda ehrlich. »Möglich ist alles. Auch Carrie kann es erwischt haben.« Sie hörte Blakes Atem, deshalb sprach sie rasch weiter. »Ich sagte, kann es erwischt haben, mein lieber Mr. Blake.«

»Was ist denn sicher?«

Glenda berichtete ihm, was John Sinclair und sie in dem Zimmer des jungen Mannes namens Ronny alles gesehen hatten. Sie erzählte von dem Blut an den Wänden und auf dem Boden.

Blake war geschockt. Trotz der Dunkelheit sah Glenda, wie blaß der Mann plötzlich wurde. »Und das ist alles wahr?« hauchte er.

»Ja, leider summt es.«

»Mein Gott, was kann man nur tun?«

»Vielleicht beten und handeln«, sprach Glenda. »Wir wollen hoffen, daß andere ihr entkommen konnten.«

Blake hatte sehr gut zugehört. »Wieso ihr?«

»Der Killer ist eine weibliche Person. Sogar ein Kind, Mr. Blake. Es heißt Angela.«

Edward Blake ging einen Schritt zurück Seine Augen vergrößerten sich dabei, und auf seinem Gesicht breitete sich das Staunen aus. »Was haben Sie da gesagt? Ein Kind?«

»So ist es, Mr. Blake.«

»Aber das kann nicht sein. Nein, das ist unmöglich. Wie sollte ein Kind Menschen töten können, die wesentlich älter sind?«

»Ganz einfach, mein Lieber. Indem es als eine lebende Tote durch die Gegend schleicht.«

Diese Antwort schockte ihn noch mehr. Die Zigarette rutschte aus seinen Fingern. Blake trat sie automatisch aus, und seine Gesichtsmuskeln bewegten sich hektisch.

»Haben Sie sich nicht geirrt?«

»Nein.«

Der Mann atmete stöhnend. »Verdammt, ein Kind, aber wieso?«

Da berichtete ihm Glenda das, was sie von der Lehrerin Caroline Graves gehört hatte. Und sie vergaß auch nicht, deren Part in dem teuflischen Rollenspiel zu erwähnen.

Edward Blake konnte nicht mehr ruhig auf dem Fleck stehenbleiben. Er ging im Kreis, stoppte hin und wieder, um seine Wanderung anschließend fortzusetzen »Das kann ich nicht glauben Miß Perkins, das ist einfach unfassbar.« Er schlug mit dem Handballen gegen seine Stirn und holte pfeifend Luft.

»Es ist leider so«, erklärte Glenda.

»Und was machen wir jetzt? Ich meine, wir müssen doch etwas unternehmen...«

»Abwarten.«

Er lachte. »Bis dieses Killerkind das nächste Opfer geholt hat, wie?«

Glenda Perkins winkte ab. »John Sinclair durchkämmt den Wald. Glauben Sie mir, Mr. Blake, wenn es eine Chance gibt, die lebende Leiche zu stoppen, dann wird er sie wahrnehmen. Mr. Sinclair ist auf alle Fälle dieser Art spezialisiert.«

»Aber die Morde hat er nicht verhindert.«

»Erstens wissen wir nicht, ob es Morde gegeben hat - wir gehen nur davon aus -, und zweitens kann sich auch Mr. Sinclair nicht verdoppeln oder verdreifachen.«

Blake hatte Glendas Worte genau verstanden. Er senkte den Kopf und entschuldigte sich.

»Nein, das brauchen Sie nicht. Sie haben sich gut gehalten, angesichts dieser Greuel.«

»Was sagen wir den anderen, Miß Perkins? Sind nur die Schüler in Gefahr oder wir auch?«

»Erst einmal kommt es ihr auf die Schüler aa«

»Dennoch müssen wir das Fest abbrechen. Wenn hier eine lebende Leiche durch die Gegend läuft und mit ihrem Messer alles tötet, was ihr in den Weg kommt, mein Gott, ich kann es kaum fassen.«

»Wir warten ab, was John Sinclair erreicht hat. Sollte er Erfolg gehabt haben, werden wir weitersehen.«

»Dieses Warten macht mich verrückt. Wenn ich daran denke, daß Carrie etwas zugestoßen sein könnte...« Er sprach nicht mehr weiter, sondern starrte zu Boden, wobei der Widerschein des Feuers sein Gesicht mit einem Spiel aus Licht und Scharten belegte.

Helfen konnte Glenda ihm nicht. Er mußte mit seinen Sorgen allein fertig werden. Aber auch sie hatte es hart getroffen. Mittlerweile machte sie sich wegen John Sinclair Gedanken. Er war schon ziemlich lange weg, und wieder blickte sie zum Waldrand.

Da sah sie den Fleck. Er schwebte etwa in Brusthöhe und schimmerte durch das Unterholz. Ein seltsames, gelbrotes Leuchten, das durch den wallenden Nebel zerfaserte.

Es war eine Halloween-Maske, das konnte Glenda erkennen, und sie glaubte, daß es keiner der Schüler war, der dort am Waldrand stand. Es mußte Angela sein.

Auch Blake hatte die Maske gesehen. Er kam zu Glenda, faßte hart ihren Arm und fragte: »Verflucht, wer ist das?«

Glenda schwieg.

»Reden Sie doch!«

»Es kann Angela sein!«

Blake hatte die Worte der Sekretärin gehört und auch ihre vorherigen Erklärungen verstanden. Bis zu diesem Zeitpunkt war alles graue Theorie gewesen, nun aber wurde er direkt mit dem Wesen konfrontiert, denn er sah es vor sich.

Angela! Eine lebende Tote. Das Gesicht hinter einer von innen heraus leuchtenden Halloween-Maske verborgen, die in der düsteren Nebelsuppe zwischen den Zweigen des Unterholzes lauerte. Es hatte

ihn geschockt.

Edward Blake wandte seinen Blick nicht von der Stelle ab, und er bekam auch mit, wie die Maske wanderte. Die lebende Leiche blieb nicht an derselben Stelle. Sie schlich weiter, die faserige Helligkeit wanderte mit, verschwand hinter einem dicken Baumstamm und tauchte einen Moment später wieder auf.

»Ich werde sie packen!« keuchte Blake. Er ballte die Hände zu Fäusten, durch seine Gestalt ging ein Ruck wahrscheinlich dachte er auch an das ungewisse Schicksal seiner Tochter, und in Glendas Augen machte er einen Fehler, wenn er jetzt versuchte, das untote Kind zu packen.

»Bleiben Sie hier!«

»Nein!« Blake fuhr herum. Er schüttelte auch Glendas Hand ab, mit der sie ihn an der Schulter festhalten wollte. Seine Augen blitzten. »Es geht um meine Tochter. Ich werde mit dem Kind fertig...«

Es waren seine letzten Worte, denn im nächsten Augenblick stürmte er auf den Waldrand zu.

Glenda blieb für einen Moment stehen. Sie wußte wirklich nicht, was sie unternehmen sollte. Der Mann rannte in sein Unglück, das wußte sie. Er kam gegen dieses Killerknd nicht an. Er konnte es nicht mit normalen Maßstäben messen.

Sie mußte etwas tun.

Blake war bereits zu einem Schatten geworden und mit der Dunkelheit verschmolzen, als sich Glenda Perkins in Bewegung setzte. Der Nebel am Waldrand schluckte ihn, und Glenda hörte das dumpfe Hallen seiner haßerfüllten Summe.

»Ich kriege dich, du verdammtes Killerknd! Ich lege dich um! Was hast du mit meiner Tochter gemacht?«

Zum Glück dämpfte der Nebel die Stimme ein wenig so daß die aufgestellten Brandwachen ihn nicht vernahmen. Wenn sie etwas mitbekamen, hätte es unter Umständen eine Panik gegeben. Während

sie lief, zog Glenda den Revolver. Sie wußte, daß normale Kugeln gegen Zombies nichts ausrichten konnten, aber vielleicht gelang es ihr, die Aktivitäten zu stoppen.

Im Augenblick war die Maske nicht mehr zu sehen. Glenda blieb dort stehen, wo Nebelschwaden in die Höhe stiegen und sich zu Kreiselnd verdichteten.

Ihre Augen brannten, denn so sehr starrte sie in die wallende Wand. Und sie rief nach Blake.

Auch ihre Stimme klang dumpf, doch eine Antwort bekam sie nicht. Dafür hörte sie es knacken. Ein Beweis, daß Edward Blake in den Wald eingedrungen war, und einen Augenblick später entdeckte sie auch wieder den gelblichen Schein.

Das war Angela!

»Halloween...« Dünn und dennoch schaurig klang ihr der unheimliche Ruf entgegen. Glenda verzog das Gesicht, als hätte sie in eine Zitrone gebissen.

Diese Summe machte sie an. Sie schleuderte die Angst in ihr hoch, und Glenda vernahm einen Fluch und einen Schrei. Blake hatte beides ausgestoßen. Dieser Laut war für Glenda das Zeichen. Jetzt hielt sie nichts mehr, und sie stürmte vor.

Viel konnte sie dem Mann nicht helfen, Angela war nicht so einfach zu stoppen, aber Glenda hoffte, daß es ihr gelang eine Kugel auf dieses Wesen abzufeuern.

Sie drang in den Wald ein. Da peitschten Zweige gegen sie. Unterholz wollte sie festhalten, Nebel hüllte sie ein, und sie rief nach Edward Blake.

»Wo sind Sie?«

»Hier!«

Es war kein lauter Ruf, der Glenda entgegenhallte, eher ein schmerzhaftes Stöhnen.

Von der rechten Seite her drang es auf, und dort entdeckte Glenda

auch den Schein. Sie war da!

Glenda mußte jetzt schnell sein, wenn sie noch etwas retten wollte, und sie schrie in ihrer Verzweiflung die Untote an. Sie hatte Erfolg. Angela, die Untote hinter der Maske, mußte bemerkt haben, daß zu der ersten noch eine zweite Person hinzugekommen war. Sie ließ von ihrem Opfer ab, drehte sich und lief ein paar Schritte vor, die sie in Glendas Richtung brachten.

Plötzlich trennte die beiden nichts mehr, und Glenda blieb stehen, als wäre sie vor ein Hindernis gelaufen. Sie sahen sich an. Zum erstenmal sah Glenda Perkins das Killerkind aus der Nähe. Sie starrte in die glosenden Augenhöhlen hinein, in der das Höllenfeuer zu leuchten schien. Die Grundfarbe der Maske konnte sie nicht erkennen, da das ausströmende Licht sie überlagerte. Dennoch fiel Glenda etwas auf, das anders war.

Es war keine normale Larve, die auf dem Kopf des Wesens saß. Diese Maske schien mit dem Schädel verwachsen und ein Stück des Körpers zu sein, denn sie blieb nicht starr, wenn die Trägerin das Gesicht darunter bewegte. Diese Bewegungen übertrugen sich auf das schaurige Gebilde, so daß sich der Mund in die Breite zog, wenn Angela lächelte und die Maske bei Zuckungen des Gesichts Falten warf. Ein unheimlicher Anblick. Glenda schüttelte sich. Das Grauen kam über sie. Den Revolver hatte sie gezogen, doch die Waffe schien Zentner zu wiegen. Sie war plötzlich schwer geworden, das Gewicht zog den rechten Arm nach unten. Die Mündung wies zu Boden und nicht auf das eigentliche Ziel. War die Maske schon schaurig genug, so wurde dieser Anblick von dem des Messers noch übertroffen.

Die lebende Leiche hielt den rechten Arm angewinkelt, die Waffe also ziemlich hoch, und ihre rechte Hand umkrallte den Griff wie einen rettenden Anker. Die Klinge stach nach unten. Sie besaß fast die Länge eines halben Armes. Glenda bekam Angst vor diesem

Messer. An einigen Stellen war der Stahl dunkel gezeichnet, für die Sekretärin ein Beweis, daß die Klinge mit Blut in Berührung gekommen war.

Sekunden vergingen, Glenda hatte das Gefühl, als wäre die Zeit stehengeblieben, und sie konnte es kaum fassen, daß die Gestalt in dem alten Leichenhemd leben sollte. Das tat sie. Glenda bemerkte es, als Angela die Klinge ein wenig anhub.

»Halloween«, erklang wieder ihre dünne, geisterhafte Stimme. »Heute ist Halloween, und ich werde dich töten...«

Töten - töten!

So hallte es in Glendas Hirn nach. Sie sollte gekillt werden. Wie auch die anderen.

Angela bewegte sich. Langsam setzte sie den ersten Schritt, dabei hob sie den rechten Arm, daß die Klinge zu Glenda Perkins hin eine schräge Linie zeigte. Die Untote wollte das Messer von oben nach unten in Glendas Körper stoßen.

Tu was! schrie es in Glenda. Du kannst und du darfst dich nicht abstechen lassen!

Sie selbst gab sich den Befehl, alarmierte ihre Reaktionsfähigkeit und wunderte sich selbst darüber, daß sie es schaffte, den rechten Arm in die Höhe zu bekommen.

In der Hand hielt sie den Revolver. Der Lauf zitterte. Glenda schaffte es einfach nicht, die Waffe so zu halten, wie es nötig gewesen wäre. In dieser Situation fühlte sie sich überfordert, und sie spürte die Kälte des Stechers an ihrem rechten Zeigefinger. Die ruckartige Bewegung der vor ihr stehenden Untoten löste in Glenda Perkins einen Reflex aus. Sie überwand den Druckpunkt, und im nächsten Augenblick war es soweit. Der Revolver in der Hand schien zu explodieren. Für den Bruchteil einer Sekunde blendete sie das Mündungslicht. Es besaß fast die gleiche Farbe wie das Leuchten innerhalb der Maske, verschmolz damit und Glenda

schaffte es leicht, bei dieser Entfernung zu treffen. Das schwere Geschloß hämmerte in den Körper der lebenden Leiche. Sie bekam einen gewaltigen Schlag ab, der sie nach hinten katapultierte und sie bis gegen einen Baumstamm schleuderte. Das Licht aus den Öffnungen der Maske streifte auch das Totenhemd, und Glenda konnte das Loch im Stoff erkennen, das die Kugel gerissen hatte. Sie mußte in dem Körper stecken. Wobei ihr nicht gelungen war, das Wesen zu vernichten.

Nicht mit einem normalen Bleigeschoß!

Dies wurde Glenda Perkins in diesen Augenblicken überdeutlich klar, und sie atmete tief ein. Noch einmal schoß sie.

Angela hatte es noch nicht geschafft, sich vom Baumstamm zu lösen. Deshalb traf sie die Kugel, als sie in einer halb gebückten Haltung stand. Diesmal schmetterte sie das Geschloß zu Boden. Glenda sah zwar den kleinen Erfolg, und sie schoß kein drittes Mal, sondern kümmerte sich erst um Edward Blake. Er hockte auf Händen und Füßen. Als er seinen Kopf drehte, sah Glenda das Blut in seinem Gesicht.

Im ersten Augenblick erschrak sie heftig, er bot ein Zerrbild des Schreckens, und für die Frau war es ein Wunder, daß er überhaupt noch lebte.

»Das Messer!« keuchte Blake. »Im Gesicht gestreift. Verdammt, die war schnell. Ich...«

»Kommen Sie hoch. Wir müssen weg!«

»Ja, ja.« Blake hielt sich noch gut. Er mußte wahnsinnige Schmerzen haben. Mit Glendas Hilfe kam er auf die Füße, und Glenda konnte nun erkennen, daß seine linke Wange bis zum Ohr hin aufgerissen war. Sie packte Blakes Arm und warf einen Blick dorthin, wo die lebende Leiche liegen mußte.

Glendas Augen wurden groß.

Angela war verschwunden!

Glenda hatte Edward Blake festgehalten. Vor Schreck ließ sie ihn los, und er wäre fast gefallen.

»Was ist passiert?« fragte er.

»Sie ist weg!«

»Verdammt.« Blake hatte kaum etwas sehen können, weil ihm Blut in die Augen gelaufen war. Er wischte es weg, stand taumelnd da und starrte ebenfalls auf die leere Stelle.

»Nichts zu machen!« faßte Glenda zusammen. Sie wollte etwas hinzufügen, als sie eine Stimme vernahm, die ihren Namen rief. Über ihr Gesicht rann ein Strahlen »John, mein Gott, das ist John Sinclair...«

»John hier. Ich bin hier. Komm, bitte!«

Wenig später sah sie die Gestalten, und auch ich entdeckte meine Sekretärin.

Als erstes stellte ich fest, daß Glenda unverletzt war. Schüsse hatte ich gehört, meine Alarmbereitschaft war gesteigert worden, und nun konnte ich aufatmen.

Dennoch gab es Grund zur Sorge.

Und der hieß Edward Blake. Ich sah sein blutüberströmtes Gesicht, hörte, wie Carrie einen Schrei ausstieß, bevor sie auf ihren Vater zurannte und ihn umarmte.

Glenda berichtete mir mit knappen Worten, was geschehen war und daß sich die lebende Leiche aus dem Staub gemacht hatte.

»Wo kann sie sein?« fragte Glenda.

Ich hob die Schultern. »Drei stehen noch auf ihrer Liste. Sie wird jedoch bemerkt haben, daß es nicht so einfach ist, an sie heranzukommen. Deshalb kann sie ihre Pläne umstoßen.«

»Und das hieße?«

»Vielleicht zeigt sie sich den anderen!«

»John, das wäre ja...«

Ich unterbrach ihren erschreckten Ausspruch. »Wir müssen mit allem rechnen. Bleib du bei den Schülern und Edward Blake. Kümmere dich auch um die Verletzte. Sie kann sich kaum auf den Beinen halten, und wir müssen den Wald verlassen.«

»Wo willst du denn hin?«

»Zu den Feuern!«

Glenda schaute mich an. Sie zuckte mit den Wimpern, und ich glaubte, daß sie verstanden hatte, ohne daß ich meine Befürchtungen aussprechen mußte.

Die Feier in der Aula war auch längst beendet, wir hörten wieder die Stimmen der Gäste, und für mich wurde es Zeit.

Ich blieb noch bei den anderen, bis sie den Wald verlassen hatten, wandte mich nach rechts und sah zu, daß ich auf den großen Platz kam, wo das Fest seinem Höhepunkt entgegenstrebte.

Mit einem Feuerwerk sollte es eingeläutet und auch vielleicht beendet werden.

Die Menschen hatten einen Halbkreis gebildet. Sie standen dicht an dicht, dem Feuer genau gegenüber. Zwischen den aufgeschichteten, brennenden Holzscheiten huschten Gestalten umher. Es waren Schüler, wahrscheinlich wollten sie die Feuerwerkskörper zünden. Die Flammen gaben eine schaurig-schöne Kulisse ab, wenn sie über den Boden tanzten und ein bizarres Wechselspiel zwischen Licht und Schatten schufen.

Dazwischen würden die Raketen zischen und die freie Fläche mit ihrem glühenden Regen übergießen.

Ich drängte mich durch den Kreis. Unwillig wurde ich angestarrt, weil ich keine große Rücksicht nahm, aber ich mußte nach vorn und hoffte stark, daß sich mein Verdacht nicht bewahrheitete.

In der ersten Reihe sah ich auch den Rektor des Internats, Mr. Fleet. Er starrte mich fragend an, bekam aber keine Erklärung, zudem begann im selben Augenblick das Feuerwerk.

Haushoch schoß eine grüne Rakete in den Himmel, zerplatzte an ihrem obersten Punkte, und giftgrünes Licht regnete zu Boden, das den Widerschein der Flammen überlagerte.

Eine helle Insel wurde geschaffen. Das »Ah« und »Oh« der Menge interessierte mich nicht, ich suchte etwas anderes. Und fand es auch. Zwischen zwei brennenden Scheiterhaufen leuchtete die Maske, wurde deutlicher, und als das Licht der nächsten Rakete zu Boden fiel, zeigte sie sich vor dem Halbkreis der Zuschauer.

Angela war da.

Und mit ihr die Toten!

Das Licht strahlte ein blutiges Rot ab und gab der unheimlichen Mörderin genau die Szenerie, die sie benötigte, denn auch die Messerklinge wurde nicht verschont. Ja, sie hatte die Toten.

Es war eine Szene, wie ich sie selten schauriger erlebt hatte, denn sie schleifte die Leichen hinter sich her.

Drei tote Schüler, gezogen von der höllischen Kraft dieser mordenden Untoten.

In meinem Magen zog sich etwas zusammen. Das Licht der Rakete lag noch sekundenlang über dem Platz, bevor es verlöschte und Dunkelheit uns einhüllte, die nur durch die allmählich niederbrennenden Feuer wieder erhellt wurde.

Erst jetzt erfolgte die Reaktion. Die zahlreichen Gäste hatten diesen Schrecken miterlebt, wahrscheinlich ihren Augen kaum getraut, nun begriffen sie, daß sie keiner Einbildung zum Opfer gefallen waren, und zahlreiche Schreie gellten wie ein einziger in den düsteren Himmel dieser mörderischen Nacht.

Im gleichen Augenblick begann das Chaos. Kinder, Erwachsene - sie hielt nichts mehr auf ihren Plätzen. Jeder wollte weg und den Ort des Grauens verlassen.

Zum Glück hatte ich mich nach vorn durchgekämpft, so daß es für

mich leicht war, Kurs auf Angela zu nehmen.

Ein paarmal rannten mir Menschen in den Weg ich schaufelte sie zur Seite und hörte das Schreien.

Eine nächste Rakete schoß in den Himmel, zerplatzte, und ihr Licht sprühte wie ein gelbes Zelt auf uns nieder.

Angela stand vor den Toten.

Das Messer hielt sie hoch, und ihre auf dem Schädel sitzende Maske leuchtete jetzt noch stärker.

Das war ihre Stunde, hier fühlte sie sich wohl, und der Blick dieser lodernden Augen richtete sich auf mich, als ich auf sie zustürmte. Ich zog die Beretta. Es gab keinen anderen Weg, als diese kleine Bestie durch Silberkugeln auszuschalten.

Das Schreien der Menschen brandete in meinen Ohren, ich sah die Toten und in diesem Augenblick auch rot. Im Laufen schoß ich. Das Heulen der Kugel war wohl nur Einbildung, und ich hatte überhastet gefeuert, denn ich fehlte.

Beim zweiten Schuß verlöschte das Licht. Wieder geisterte das tanzende Schattenspiel über den Platz, und auch Angela blieb nicht mehr stehen. Sie riß beide Arme in die Höhe und brüllte mit einer quietschenden, sich fast überschlagenden Stimme ein einziges Wort, in dem all das Grauen zusammengefaßt war, das diese Nacht zu bieten hatte.

»Halloween!«

Dann schleuderte sie das Messer.

Sie mußte bemerkt haben, daß sie meinen Kugeln nicht entkommen konnte, und doch Versuchte sie es mit einer Verzweiflungstat. Ich sah den blitzenden Reflex und dachte daran, daß ein Messer nie so schnell war wie eine Kugel. Aus vollem Lauf hechtete ich nach vorn, prallte zu Boden, spürte die Schmerzen, überschlug mich mehrere Male, schrie dabei selbst und hielt meine Beretta wie im Krampf fest. Endlich lag ich still.

Halb auf dem Rücken und halb auf der Seite war ich zur Ruhe gekommen. Angela lief. Mit sprunghaften Bewegungen rannte sie auf das Messer zu, das irgendwo hinter mir lag. Sie wollte es noch einmal versuchen.

Dazu ließ ich es nicht kommen. Ich stützte mich auf. Mein linker Arm zitterte, den rechten streckte ich nach vorn. Die Beretta bildete die Verlängerung meiner Hand, und ich brüllte mit Stentorstimme ihren Namen.

»Angela!«

Sie stoppte, drehte sich. Ich starrte in die Maske. Schattenspiele huschten über den Boden und erfaßten auch uns. Durch das Feuer schien der Himmel zu glühen, und ich kam mir vor wie auf einer tanzenden Insel.

Sekundenlang saugte ich diesen schaurigen Anblick auf. Mein Gesicht verzog sich. Ich sah, wie Angela die Hände hob, unter der Maske her wie eine Wilde schrie, und diese Schreie vergingen im peitschenden Krachen meiner mit Silberkugeln geladenen Waffe.

Diesmal trafen die Geschosse. Ich hatte auf die Maske gezielt und sah, wie sie zerplatzte.

Sie zersprühte in einem glühenden Regen. Die Teile jagten kometenartig nach allen vier Seiten davon, und ein kopfloses Geschöpf torkelte plötzlich weiter.

Angela lief genau auf einen Feuerstoß zu.

Ich ließ sie laufen.

Ihre Schritte wurden langsamer, schwächer. Sie konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, schaffte es aber und katapultierte sich selbst in die Flammen hinein.

Unter ihrem Gewicht brachen einige angekohlte und dementsprechend schwache Äste zusammen. Funken stoben in die Höhe, der glühende Regen tanzte für einen Moment in der Luft, bevor sich das Feuer der lebenden Leiche bemächtigte und diese zerstörte.

Mit zitternden Gliedern kam ich auf die Füße.

Mein Blick fiel auf die Schule. Im Schatten der Schloßmauern standen die Gäste. Sie hatten das Grauen erlebt und mitbekommen, was mit dieser Mörderin geschehen war.

Ich ging zu den drei toten Schülern und drückte ihnen die Augen zu.

Schlimme Stunden folgten Ich gab Erklärungen ab und versuchte die Eltern der getöteten Schüler zu trösten.

Schließlich betrat ich mit dem Rektor, Mr. Fleet, den Keller, in dem wir Caroline Graves zurückgelassen hatten.

Sie sollte uns eine volle Erklärung geben.

Das konnte sie nicht mehr.

Wir fanden eine Tote.

Die Lehrerin hatte sich selbst umgebracht. Damit war sie das letzte Opfer eines blutigen Halloween-Festes geworden.

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 010 »Disco Dracula«